Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 33 Marburg i. H., den 18. August 1910

Inhalt: Beides, Besitzende und Suchende — Gedanken über das deutsche Christentum der Gegenwart — Das Evangelium und der Krieg. Schluß — Aus Gott geboren — Literaturbriefe. 29. Walt Whitman der Prophet Amerikas — Berliner Weltkongreß — Schelling-Literatur — Unhörbar leis — Verschiedenes: Ein Jahr Gefängnis; Wo die weißen Dünen wandern (Loeber); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Beides, Besitzende und Suchende

Ansprache auf dem Berliner Weltkongreß vor Eröffnung der Hauptverhandlungen

Wir haben aber solchen Schatz in irdnen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns. 2. Kor. 4, 7.

Ein deutscher Theologe des neunzehnten Jahrhunderts hat gesagt: wir sind eine ecclesia possidentium, nicht eine schola quaerentium. Eine Gemeinschaft von Besitzenden, nicht eine Schule von Suchenden.

Ich denke, wir sind beides.

Eine ecclesia possidentium, Gott Lob, eine Gemeinde von Besitzenden, von Reichen. Wir haben einen Schatz. Das ist unsre Religion, unser Glaube an Gott.

Wie wir seiner habhaft geworden, das ist eine wunderbare Geschichte. Es ist unsre Lebensgeschichte, und es ist die Geschichte von Jahrtausenden. Genug, nun haben wir ihn und wissen keinen bessern. Wir sind reiche Leute, reich im Glauben an Gott.

Und wäre das nicht unser gemeinsamer Schatz, so wären wir nicht hier beisammen. Denn zusammen führt die Menschen niemals ein bloßes Suchen und Sehnen: das zersplittert und zerstreut vielmehr, ein jedes läuft dann seinen eignen Weg, ob es da das Gesuchte finden möchte. Aber in rechte lebendige Gemeinschaft bringt die Menschen die Dankbarkeit, einen gemeinsamen Besitz, eine gemeinsame Erfahrung für die gemeinsame Geschichte. Wir haben eine große Geschichte mit einander gemein, eine Geschichte Gottes mit den Menschen; und wenn ihr euch fragt, was darin das Beste ist, des Schatzes Kleinod, so wird manches von euch mit mir sprechen:

Mein schönste Zier und Kleinod bist
Auf Erden Du, Herr Jesu Christ,
Dich will ich lassen walten.

Wir sind eine ecclesia possidentium.

Aber wir haben solchen Schatz in irdnen Gefäßen. Der Schatz ist himmlisch, aber wie wir ihn hegen und fassen, das ist, meine Freunde, unendlich stillos. Wo bleibt da der gute Geschmack? Wo bleibt die Schönheit charaktervoller Haltung und Gestaltung? Die göttliche Gabe unsrer Religion kann nur in wahrhaft göttlichen Menschenleben wohl aufgehoben sein. Und nun diese irdnen Gefäße, dieser gebrechliche Thon!

Das gilt von uns Einzelnen und unserm persönlichen Leben. Merkt man an uns, wie reich wir sind? An unserm Glück? Daran daß wir Viele reich machen? An der sieghaften Kraft unsrer Weltanschauung? Daß wir Vielen Wegweiser sind?

Und es gilt von unsern Kirchen, unsern Religionsgesellschaften. Wie müßte das ewige Licht der göttlichen Erfahrung, die wir machten, hindurchleuchten durch die strömende Rede unsrer Prediger und durch die standfesten Formen unsrer Institutionen und Organisationen! Aber ob wir Lutheraner sind aus den deutschen Landeskirchen oder Calvinisten aus irgendwelchen Freikirchen, ob wir Presbyterianer, Kongregationalisten oder Independentisten sind: wir haben solchen Schatz in irdnen Gefäßen.

Und also bleiben wir dennoch eine schola quaerentium. Sind wie Kinder, die noch viel lernen und erst noch recht erzogen werden müssen. Sind im besten Falle Suchende, die wissen, was ihnen fehlt, und des Mangels ledig werden wollen. Und ob das Haar uns schon graut, und ob Mancher die Seele voll hat von Lebenserfahrung oder von Gelehrsamkeit, wir strecken uns nach vorn, nach dem vollkommneren Zustand, und freuen uns in Hoffnung: „Wenn aber kommen wird das Vollkommene, dann wird das Stückwerk aufhören.“

Wir sind eine schola quaerentium.

Und das hat Gott so gewollt. Daß wir, reich in Ihm, dennoch zeitlebens Suchende bleiben sollen. Es geht nicht an, daß wir hier auf Erden seien wie Gott, dieweil wir wissen, was gut und böse ist. Gott hat sich etwas vorbehalten, und er hat uns noch etwas aufbehalten.

Der Glaube, den wir haben, ist und bleibt „absolute Abhängigkeit.“ „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“ „Wer hat Ihm Etwas zuvor gegeben, das Ihm werde wiedervergolten?“ Aber indem wir das wissen, macht es uns nicht elend oder zornig. Wir fühlen unter uns Seine ewigen Arme: underneath are the everlasting arms.*) Wir fühlen uns von ihm getragen, ja hindurchgerissen durch die Nöte des Daseins, von einer Klarheit, von einer Offenbarung zur andern. So soll es sein, damit die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns.

Was mag er mit uns noch vorhaben? —

Wenn der Herr die Gefangenen Zions vollends erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. —

Herr, Du hast Großes an uns getan, des sind wir fröhlich! Aber vollende das gute Werk, das Du in uns angefangen hast. Mach uns frei von aller törichten Gebundenheit, mach uns frei in Dir. Und bringe die Menschen zusammen aus allen vier Gegenden zu Einer Erkenntnis, zu Einem Dienst, zu Einem Lobgesang, daß wir mit allen Engeln und Verklärten Dich preisen: Vater unser, der Du bist im Himmel! R

Gedanken über das deutsche Christentum der Gegenwart

Die Lage des Christentums in Deutschland scheint heute in hohem Grade besorgniserregend. Trotz der hingebendsten Arbeit auf allen Seiten gelingt es offenbar doch nicht, das Volksganze wieder kirchlich und christlich zu machen. Auch die neuere deutsche Theologie, die doch alle anfechtbaren Positionen der Altgläubigen preisgibt, — auch die moderne Art der Seelsorge, die doch alle drückende Wohltätigkeit und alles pfäffische

*) The eternal God is thy refuge and underneath are the everlasting arms — seit ich dies Wort zum ersten Mal in Amerika hörte, habe ich es nicht vergessen können. Unsre alte Lutherbibel hat es nicht, die revidierte hat es, aber doch nicht mit der Wucht der Holy Bible. Man vergleiche selbst: 5. Mose 33, 27.

Gebahren vermeidet, hat nicht den Erfolg gehabt, den man von ihr wohl überall erwartet hat.*)

Viel schlimmer ist ein Zweites: Bei den jüngeren deutschen Theologen scheint es fast durchweg an großen tragenden Ideen und an klaren zukunftsfrohen Plänen zu fehlen. Unlustig trottet die Theologie im Ganzen in den alten Bahnen weiter. Und greift wirklich einmal einer nach einem neuen philosophischen Gewand, so stellt es sich schließlich heraus, daß das doch auch nur ein altes war, das vor hundert Jahren schon einmal getragen und abgetragen wurde. Dazu werden die Besten bisweilen irre in elementaren Fragen. Das Bild von Jesus schwankt unsicherer denn je in der Geschichte, — trotz aller glänzenden Widerlegungen, die Arthur Drews erfährt. Und Wenige finden den Mut, auf so schwankendem Grunde zukunftsfroh vorwärts zu schreiten.

In dieser Lage verlieren Viele die Lust an Theologie und Kirche, verlassen lautlos das christliche Lager und knüpfen Beziehungen mit allerhand außerchristlichen Geistern an, die tatendurstig draußen auf Eroberungen ausgehn. Man sieht sie im Dürerbund arbeiten oder im Mutterschutz Man sieht sie bei Drews oder bei den Monisten. Man sieht sie zu den Arbeitern gehn oder zur Jugend und mit ihnen reden von Goethe und Kant, vom Stammbaum des Menschen, von Ehe und Alkohol, aber nicht mehr von Gott und kaum noch von Jesus oder Luther. Ist das nicht der Anfang vom Ende? Hat Pius X. nicht recht, wenn er den Strom, der einst zur Reformationszeit herausbrach aus dem wohleingedämmten See der Kirche, bei uns allmählich sich auflösen sieht in der Sandwüste des Atheismus? Und haben die traditionsfreundlichen Kreise der evangelischen Kirche nicht recht, wenn sie zu den Fortschrittlichen sagen: Das kommt davon, warum gebt ihr das „lautere Evangelium“ preis?

Es ist tatsächlich unleugbar, daß sich das freiere deutsche Christentum in den letzten Jahren stark nach der Seite des „Atheismus“ hin entwickelt hat, — daß inmitten unseres Christentums die Beschäftigung mit Gott und mit göttlichen Dingen, das Reden und Predigen darüber und vielleicht auch der bewußte Verkehr mit ihm im Stillen erheblich zurückgetreten ist gegen allerhand andere christliche oder auch außerchristliche Betätigungen. Man denke nur an die großen Paradigmen des modernen deutsch-christlichen Geistes: Frenssen, Naumann, Johannes Müller. Sie alle drei haben sich in ganz auffälliger Uebereinstimmung mit jedem Jahre weiter von der spezifisch religiös-christlichen Denkweise und Lebensweise entfernt.

Das Alles erschreckt und erschüttert Viele. Trotzdem finden wir den Mut, gerade in diesen scheinbar bedenklichen Umständen eine sehr glückliche Wendung, Verheißungen einer großen neuen Zeit zu sehn. Wie ist das möglich?

Professor Ragaz hat kürzlich in seiner Züricher Antrittsrede**) mit schöner Wucht und erfrischendem Optimismus das Christentum als „die zentrale Freiheitsbewegung der Menschheit“ charakterisiert. Er hat wieder einmal energisch darauf hingewiesen, daß das Christentum nach seinem innersten Wesen nicht eine Theorie, sondern eine durch und durch praktische Lebensbewegung ist, daß es nicht „irgend eine, seis übernatürlich, seis natürlich begründete Weltanschauung, sondern ein Versuch ist, die Welt praktisch umzugestalten, wurzelnd im Glauben, daß solches möglich und notwendig sei.“ Es ist die alte Wahrheit, die wir doch immer wieder vergessen, wir unverbesserlichen Intellektualisten: Ob einer Christ ist, hängt nicht davon ab, was er denkt oder meint, sondern davon, ob er von dem Lebensstrome erfaßt und mit fortgerissen worden ist, der von Jesus ausgegangen ist. Es nützt nichts, daß wir „Herr, Herr“ sagen, — auf den Willen, aufs Wesen, auf unsere ganze Lebensrichtung kommt es an und nicht auf Denken und Reden. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Wenn aber das richtig ist, so ist auch ein Anderes klar, das immer übersehen wird: daß nämlich christliches Wesen nicht notwendig mit intensiven Vorstellungen von Gott und bewußten Beziehungen auf ihn verbunden zu sein braucht, wenn nur der lebendige Gott wirklich und unzweideutig in der Seele waltet, — und daß christliches Wesen auch nicht mit Jesus in bewußtem Zusammenhange zu stehen braucht, wenn es nur wirklich Geist von seinem Geiste hat. Zwar wird normalerweise der Lebensstrom, der die Seele durchflutet, auch in unser Vorstellen und Denken hinein sehr bald seine Wellen werfen, — es wird der Mensch, der seinem Wesen nach wahrhaftig christlich ist, normalerweise immer dazu gedrängt werden, auch in seinen Gedanken Gott zu suchen und mit Gott sich zu beschäftigen. Und es wird normalerweise ein Mensch, der im Grunde christlich denkt und lebt, ohne an Christus sich anzuschließen, zuletzt immer wieder auf diesen Christus stoßen, ihn neu entdecken, neu gewinnen. Wenn aber einmal die Menschen des ewigen Redens von Jesus und von Gott aus mancherlei Ursachen müde werden und allen Glauben für eine Weile mehr oder weniger ärgerlich beiseite werfen: so braucht das ihre lebendige Christlichkeit noch gar nicht in Frage zu stellen. So aber ist es bei uns heute. Der Gott, den man nur allzuoft gerade durch übereifriges Reden und endlose Gebete aus den Kirchen und Häusern verjagt hat, der sucht sich nun auch einmal seinen Weg in den Herzen der „Gottlosen“. Sie sehen es ja täglich vor Augen, wie ferne er in Wahrheit gerade von denen ist, die immer am lautesten von ihm reden. Was weiß denn der Mann in Rom von Gott, — der das Sprachrohr von 250 Millionen Christen sein will? Man soll diesen „Pius“ nicht mehr den „Frommen“ heißen. Sie Alle, die blind sind gegen das Gute, das Göttliche im Werden der neuen Zeit, — unserer neuen deutschen Zeit zumal, — sie alle sind ferne von Gott, soviel sie ihn im Munde führen mögen. Kein Wunder, daß Viele heute das Reden von Gott und das Denken lassen, um nahe bei ihm zu sein. Kein Wunder, daß auch einmal das Christentum beinahe „atheistisch“ wird, um den lebendigen Gott in unseren Tagen finden und mit seinem geheimnisvollen Walten in den Seelen Fühlung behalten zu können.

Man soll sich also wohl hüten, gleich alles Teufel zu nennen, was nicht so aussieht, als ob es Gott heißen könnte. Wer noch ein offenes Auge für Gottes wirkliches Wesen und Walten hat, wird im Gegenteil finden, daß jene praktische weltumgestaltende Lebensbewegung, die von Jesus ausgegangen ist, heute viel stärker in unchristlichen als in bewußt christlichen Kreisen flutet. Wir behaupten nicht, daß dies das Normale wäre, noch weniger, daß etwa überhaupt Christentum und Kirche abgewirtschaftet hätten. Wir konstatieren nur einen Tatbestand, wie wir ihn sehen: wir sehen inmitten der großen Unchristlichkeit unserer Tage ein ungeheures Wachstum von unbewußtem Christentum.

Man sage nicht, das alles, was wir da unbewußtes Christentum nennen, sei ja nur Moral. Das ist nicht wahr. Dies wunderbar zarte Empfinden der großen Seelennöte des Lebens, dies starke und zuversichtliche Helfenwollen, das wir bei diesen modernen „Gottlosen“ heute nicht mehr selten finden: das ist viel mehr als Moral, das ist nichts Andres als wirklicher Geist vom Geiste Jesu. Da kommen sie, die Weltmenschen, die Kirchenlosen, da kommen Monisten und Freunde der „neuen Ethik“ und ziehen die verwahrlosten Kinder des Volks aus dem Schmutz und legen als Aerzte, Politiker oder Dichter tröstend und helfend die Hand auf die verkommene, seufzende Seele unserer Brüder und Schwestern. Das ist nicht „Mitleid“ und nicht „ethische Kultur“, das ist der Geist Gottes, der unerkannt in unserer neuen Menschheit waltet.*)

In der Sozialdemokratie haben Kutter und seine Freunde schon längst den heiligen Geist entdeckt. Wir wollten es lange nicht glauben. Und Classen sprach schon vor Jahren einmal davon, daß die jüngere Generation der sozialdemokratischen Arbeiterschaft „noch einmal die Entscheidungsschlacht für das Christentum“ werde schlagen müssen. Wir hielten das für

*) Um wenigstens einige Aeußerungen dazu aus neuester Zeit zu nennen, verweise ich nur auf Liebsters entsprechende Ausführungen auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß in Chemnitz 1910, auf Traubs Aufsatz in seinem Wochenblatt Christliche Freiheit 1910 Nr. 25 und den von Hans Gallwitz in Evangelisch-Sozial 1910 Nr. 5.

**) Protestantische Monatshefte 1910 Heft 4 S. 128 ff.

*) Wir haben bei diesen modernen Bewegungen natürlich nur immer ihre edleren Vertreter im Auge und nicht ihre fahrigen und aufdringlichen Mitläufer, deren bisweilen weniger edle Motive in keiner Weise verhimmelt werden sollen.

bodenlosen Optimismus. Neuerdings aber mehren sich die Stimmen deren, die in sozialdemokratischen Reden und Schriften deutlich das Wehen göttlichen Geistes gespürt haben wollen. Und wer hat erbitterter das Christentum bekämpft als Friedrich Nietzsche? Schon längst haben seine Beobachter behauptet, daß in seinem „Antichristen“ seine eigene Rückkehr zu Gott sich vorbereite. Wir hielten das für eine geistreiche Paradoxie. Aber heute schließt Nietzsches eifrigster Apostel ein Bündnis mit freireligiösen Gemeinden und Monisten, um mit ihnen zu arbeiten an der „Wiedergeburt, da der innere Mensch über den äußeren gebietet“, und ein neues Gebäude zu schaffen, „das dem religiösen Geiste der Gegenwart angemessen“ sei.*) Schon halten sie stark besuchte Gottesdienste in München ab, — Feierstunden für Menschen der Gegenwart, bei denen die Orgel wieder zu Worte kommt. Das mag noch erzwungen und gekünstelt sein, — Moral ist es nicht, auch nicht bloß Kunst, — es ist das heimliche, leise Aufsteigen des lebendigen Gottes aus den Seelen der „Gottlosen“ in ihr Vorstellen und Denken hinein.

Das ist der neue Weg Gottes in der Gegenwart. Die Wenigsten erkennen ihn noch als solchen. Sehr Viele verschließen gewaltsam die Augen davor. Denn damit ist eine ganz neue Lage geschaffen, die von den Frommen ein völliges Umdenken und eine Aenderung ihrer ganzen bisherigen Taktik verlangt.

Bisher stand der „Glaube“ dem „Unglauben“ gegenüber. Bisher war es wirklich im Wesentlichen so, daß der lebendige Gott immer irgendwie im Lager des Glaubens, fast nie aber im Lager des Unglaubens zu finden war. Es kam also Alles darauf an, daß der Unglaube bekämpft und überwunden wurde, der Glaube aber immer tiefer und weiter Wurzel faßte im Volk. In diesem Punkte waren sich so ziemlich alle Christen einig vom Papst bis zu den liberalsten Modernen. Auf diesem Grundgedanken war beinahe die gesamte christliche Beurteilung der Menschen und fast die ganze kirchliche Taktik, Propaganda und Vereinstätigkeit aufgebaut.

Das wird nun heute auf einmal Alles anders. Auch heute noch ist Gott wahrhaftig bei vielen „Gläubigen“ zu finden. Aber der „Gläubigen“ ist ja heute keine sehr große Zahl, und man darf sagen, daß schon jetzt weit größer das andere Volk ist, das vom „Unglauben“ her unter heißem Mühen aufsteigt zu einer noch unbewußten, aber nicht minder ernsthaften Frömmigkeit. Dann aber kann es nicht unsere oberste Aufgabe mehr sein, den „Glauben“ allerorts zu pflegen, aufzudrängen und zu propagieren. Dann kommt es vielmehr darauf an, das wahrhaft Göttliche im Unglauben zu suchen, zu stärken und zu fördern und ihm die Bahn frei zu machen für seinen neuen Siegeszug in der Welt.

Ein solches Umdenken ist freilich furchtbar schwer, zumal für die Aelteren unter uns. Und wo immer der neue Gedanke bis jetzt vertreten oder auch nur angedeutet worden ist, hat er sofort erheblichen Widerstand gefunden. So hatte Traub — vielleicht der zukunftsfroheste unter den freieren Theologen — in Heilbronn 1909 gesagt: „Wer heute der Kirche einen Dienst tun will, der wirke nicht für diese Kirche, sondern der wirke in der Welt.“ Das mußte natürlich Alle stutzig machen, die seit Jahren der Kirche treulich gedient und für sie gewirkt hatten; und Rade wurde sofort ihr Anwalt.**) So haben Andere an den verschiedensten Stellen und in der verschiedensten Form ihre Sympathien mit den Monisten und sogar mit Arthur Drews geäußert und wohl auch gesagt, es läge garnicht soviel an der Frage, ob Jesus gelebt hätte oder nicht. Sie wurden aber sofort von denen zurechtgewiesen, für die das Heil allein in dem bewußten Anschluß an den historischen Jesus liegt. So hat Frenssen uns in Klaus Hinrich Baas einen Helden geschildert, der keinen bewußten Zusammenhang mit dem Christentum hat, aber doch zweifellos eine Reihe tiefchristlicher Züge

*) Ernst Horneffer, Das Münchner Kartell. Die „Tat“ I, Heft 7.

**) Vgl. Christliche Welt 1910, Nr. 1. — [Da der Verfasser mich zitiert, will ich nicht verschweigen, daß ich trotz Allem, was an seinem Plaidoyer mich interessiert und bewegt, auf meinem Stande bleibe. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an meine Schrift: Unbewußtes Christentum. Tübingen, Mohr 1905. 30 Pfg. R]

zeigt und eine geheimnisvolle göttliche Führung verrät, die schließlich auch seinen elenden Dünkel mit wundervoller Wucht zerschmeißt. Aber eben diese Gestalt und einige freilich recht wenig „christliche“ Aeußerungen des Dichters wurden von Schian und Baumgarten sofort scharf angegriffen und veranlaßten sie sogar, den abtrünnigen Dichter von den Rockschößen des freieren Christentums energisch abzuschütteln.

Man kann überhaupt mit einigem Rechte sagen: Die meisten Differenzen — wenigstens innerhalb der freieren Theologie —, die in neuer Zeit mit besonderer Schärfe sich geltend gemacht haben, hängen mehr oder weniger mit jenem grundlegenden Gegensatz zusammen.

Noch wurzelt die große Mehrzahl auch unter unseren modernen Frommen mit ihrem ganzen Wesen in der alten Art, die Menschen als „Gläubige“ oder „Ungläubige“ zu beurteilen und zu behandeln. Sie werden sich aber daran gewöhnen müssen, die Trennungslinie zwischen Göttlich und Ungöttlich an einer ganz anderen Stelle zu ziehen.

Die Weitsichtigeren unter uns erkennen jedenfalls immer deutlicher, daß sie in erster Linie an die Seite jener starken Bewegung im deutschen Volke gehören, die Geist vom Geiste Jesu hat, ohne aus Christentum und Kirche unmittelbar hervorgegangen zu sein. Die sind es, die den Zug der Zeit und den Willen Gottes — wie uns dünkt — begriffen haben.

Sie werden künftig immer mehr die wahrhaft Lebendigen in allen Lagern suchen. Sie werden denen froh die Hände reichen, die jedenfalls mit ganzer Seele das Leben tief erfassen und vorwärts wollen, die im Geiste der Bergpredigt leben, ob sie es wissen oder nicht. Und dann werden sie eine neue große Gruppe schaffen zwischen „Glauben“ und „Unglauben“ mitten drin. Sie werden freilich nichts organisieren, sie werden keine neue Konfession setzen neben die alte. Sie brauchen ja gar keine neuen Glaubenssätze, da überhaupt das Denken und Vorstellen für sie eine Frage zweiten Ranges ist. Sie werden garnichts Anderes wollen, als die innere Einheit der Lebensrichtung auf Gott hin zum Ausdruck bringen, die jetzt schon da ist. In dieser Einheit werden sie mit einander reden und gemeinsame Taten tun, Gesetze schaffen und an Stelle der alten Institutionen, die aus der alten Lage erwachsen sind und heute schon überall zu zerfallen drohen, die neuen setzen, die dann der neuen Lage entsprechen. Sie werden dabei an das anknüpfen, was schon längst gekeimt hat unter uns, aber immer wieder zertreten wurde von der drückenden Gedankenmasse der kirchlichen Tradition, zertreten aber auch weithin von der faulen Wucht der Gleichgültigkeit und der Seelenroheit: Ich meine das, was man ebensogut „deutsches Christentum“ wie „deutschen Idealismus“ nennen kann. Ich meine das Christentum, dessen Anfänge etwa bei Meister Eckehart und in der „deutschen Theologie“ liegen, das dann erst von Einzelnen, wie von dem deutschen Luther und später besonders von Schleiermacher bewußt getragen und mehr unbewußt von Goethe, Schiller, Kant und Fichte (dem „Atheisten“) verkündigt worden ist, bis es in der Gegenwart in dem Bemühen um ein tiefstes Erfassen des Lebenssinnes und in dem heißen Ringen mit den großen Seelennöten eine mächtige Wirkung in die Breite begonnen hat.*)

Das werden sie aufnehmen und mächtig entfalten. Und dadurch werden sie die wahrhaft Lebendigen von allen Seiten, von der „Welt“ und auch von den verschiedenen Konfessionen her an ihre Fahnen ziehn und schließlich hinter sich lassen nur noch auf der einen Seite die kümmerlichen Häuflein derer, die ohne christlichen Geist von christlichen Buchstaben leben und ihre gottleere Seele vergeblich mit krausen Bildern von göttlichen Dingen zu füllen suchen, — und auf der anderen Seite die erbärmliche Indolenz der Gleichgültigen, Korrekten und Scheinbarfertigen.

Dann wird die große Schicksalsfrage für unsere Kirche kommen, ob sie sich auf die Seite des neuen christlich-deutschen Idealismus stellen oder zu jenem zurückbleibenden engkonfessionellen Sektentum sich gesellen will. Wie immer aber sich auch die

*) Vgl. Deutsches Christentum. Neue Folge der Bremer Beiträge. Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Julius Burggraf. Gießen, Töpelmann. 4,50 Mk. der Jahrgang. D H

Kirche entscheiden mag, soviel ist gewiß, daß die Schule, die schon jetzt von der neuen Bewegung erfüllt ist, sehr bald völlig von ihr wird erobert werden. Es wird dann endlich das erreicht werden, was längst unsere Besten wünschen und was auch die Lehrer immer mehr als ihr höchstes und schönstes Ziel erkennen: daß unsere deutsche Jugend in den einheitlichen christlich-deutschen Geistesbesitz eingeführt wird, der eben tatsächlich schon überall unter uns vorhanden ist. Dann werden wir auch den Religionsunterricht haben, den wir brauchen — denn Religion wird bei uns sicher als Unterrichtsgegenstand niemals entbehrt oder irgendwie ersetzt werden können —: den Religionsunterricht, der sich auf das Wesentliche im Christentum beschränkt, der vor allem das Leben Jesu und seine wundervollen, unerschöpflichen Reden den Kindern nahe bringt, von da aus das ganze Leben beleuchtet und sie in die Geschichte des Christentums in Verbindung mit der gesamten Welt- und Kulturgeschichte einführt. Man soll nur nicht meinen, daß diese Art Unterricht ein verwaschenes Reden und Schwätzen würde, wie seine Gegner heute noch argwöhnen. Das wird erst recht ein Unterricht voll Kraft und Klarheit, Freude und Leben sein. Denn er wird das konkrete Alltagsleben der Gegenwart hernehmen und wird es in der Art der Reden Jesu eintauchen in göttlichen Geist und damit eine Geistes- und Seelennahrung schaffen, die den Kinderherzen weit besser eingeht als alle noch so ehrbaren Lehrsysteme der Väter.*)

Und dann wird aus diesen Schulen das wirklich einheitliche neue deutsche Reich erstehen, das ja noch erst zu gründen ist. Erst diese Schulen werden die große deutsche Einheitskultur schaffen können, nach der wir Alle lechzen, wie dürres Wiesenland im Sonnenbrand nach Wasser lechzt. Sie werden dann das deutsche Reich erlösen von seinem hilflosen Schwanken zwischen den Konfessionen und werden die deutschen Einzelstaaten frei machen von den kirchlichen Fesseln aller Art, in die sie bislang noch geschlagen sind. Und sie werden schließlich das schaffen, was eigentlich alle Christen — auch die engkonfessionellen — immer gewollt, was aber gerade diese seit Jahrzehnten vereitelt haben: den wirklich christlichen Staat, — „christlich" freilich in einem freieren und tieferen Sinne als jene möchten, nämlich einen Staat, der sich mit froher Ueberzeugung hineinstellt in den von Jesus ausgegangenen Lebensstrom, der aber dem Einzelnen volle Freiheit läßt, von welcher Welle in diesem Strome er sich schließlich tragen lassen will.

Dann wird man vielleicht mit Staunen auf die merkwürdige Tatsache zurückschauen, daß früher einmal, wo überall in den deutschen Landen der Staat noch verkirchlicht und die Kirchen verstaatlicht waren, von einem wirklich christlichen Staat nicht eigentlich geredet werden konnte, daß aber der Staat von der Zeit an erst recht in seiner breiten Gesamtheit ein christlicher zu werden begonnen hat, da die Kirchen vom Staate getrennt worden sind.

Und dann wird auch ein neues, starkes Leben für die einzelnen Kirchen selber anheben. Sie werden dann erst im Stande sein, ihr spezifisch religiös-konfessionelles Leben auf der Grundlage der allgemeinen deutsch-christlichen Kultur in ursprünglicher Frische zu entwickeln. Sie werden, befreit von dem sie jetzt so schwer niederdrückenden Ballast der trägen und widerspenstigen Masse, getragen aber von einer kleinen auserwählten Anhängerschaft, zu ungeahnter Schönheit und innerer Größe emporblühen und eine starke Anziehungkraft auf alle Suchenden ausüben. Dann werden sie auch langsam ihre große künftige Mission erfüllen: das ganze unbewußte Christentum allmählich zu einem bewußten machen und alle innerlich Lebendigen schließlich zu dem Gotte führen, dem sie schon lange unbewußt gedient haben, und zu dem Heiland, der schon längst ihr heimlicher Weggenosse gewesen ist. Friedrich Reinhard

*) Vgl. hierzu die wundervollen Ausführungen von Wundt, Ethik [3] II S. 335—42, die Jeder lesen soll, der hier mitreden will. Ebenso Troeltsch, Die Trennung von Staat und Kirche, besonders S. 58 ff. und vor allem auch Traub, Protestantische Freiheit 1909, S. 123 ff. (Protestantentag 1909 in Bremen). Das alles in scharfem Gegensatz zu Stephan, Christliche Welt 1910 Nr. 1.

Das Evangelium und der Krieg

5

Was tun? Von der Religion aus sprechen wir diesmal. Und so ist es hier nicht unsere Sache, die praktischen Vorschläge zu prüfen, wie man des chronischen Kriegszustandes Herr werden könne. Nur einer muß genannt werden, weil er sich als eine unmittelbare Forderung des Evangeliums ausgibt: der Tolstois, daß der einzelne Christ die Teilnahme an einem Kriege seines Volkes verweigern solle. Dieser Fall ist möglich — schon Luther läßt ihn gelten — und wem sein Gewissen rundweg verbietet, die Waffe gegen einen Mitmenschen zu richten, der muß danach handeln, und koste es ihn bürgerliche Schande, Gefängnis oder Sibirien. Aber mögen kleine Sekten sich von der allgemeinen Wehrpflicht ausschließen, sie gleichen doch dem Sonderling, der müßig zuschaut, wenn sein Haus brennt. Einer und noch einer mags ohne Schaden tun. Die Gesamtheit wird in der Not zur Selbsthilfe schreiten müssen, solange kein Völkerschiedsgericht besteht.

Dies aber kann ein Christ schon heute tun: seinen Friedensstandpunkt bekennen als Staatsbürger, wie als Glied der Kirche. Und beides zu nutze dem Staate, wie der Religion. Dem Staate: denn nie wird die Kriegsgefahr sich mindern, so lange die Völker nicht selbst den Willen zum Frieden vertreten. Und der Religion: denn nichts ist von je dem Christentume schädlicher gewesen, als Kompromisse schließen mit dem Allzumenschlichen; von den heiligen Forderungen etwas ablassen, um der Welt plausibel zu bleiben; als eine „Utopie" beiseite schieben, was doch in jedem Vaterunser erbetet wird.

Gerade die deutschen Landeskirchen, die stolzen Erbinnen der Reformation, stehen unter dem Verhängnis, daß sie immer wieder kostbare Gelegenheiten versäumen, sich an die Spitze großer Geistesbewegungen zu stellen, die dem Christentum wesensverwandt, ja, ihm entsprossen sind. Die soziale Bewegung kam, und die evangelische Kirche stand zaudernd beiseite, bis andere Geister die Führung übernahmen. Die neuzeitliche Wissenschaft kam — und die Kirche zog sich scheu und mißtrauisch vor ihren Erkenntnissen zurück und räumte dem Materialismus den Platz. Die moderne Kunst kam — und die Kirche verschloß Türen und Fenster vor ihr und beschied sich mit der Nachahmung vergangener Formen. Nun kommt die Verständigung über den Völkerfrieden — das Christlichste vom Christlichen! — und die Kirche schweigt. Sie wartet wieder einmal geduldig, bis von oben her, das heißt, von den Machthabern der Erde ihr die Erlaubnis gegeben wird — das Amen dazu zu sprechen.

Wie darf die Kirche, die sich nach Christus nennt, seitwärts stehen, wo man „Frieden auf Erden" ruft? Mag den Freunden des Krieges dieser Ruf unbequem sein. Eine Kirche, die nicht wagt, irgendeiner Partei, irgendeiner Presse, irgendeiner Regierung unbequem zu werden — die hat das Kreuz im Wappen verwirkt.

Was tun? Welche Aufgabe liegt allein schon in der Erziehung der Jugend! Gewiß, es sind Ideale, die man dem heranwachsenden Geschlechte vormalt, wenn man es die Helden des Krieges verehren läßt. Und dem Germanen insbesondere liegt die Freude am Heldischen im Blute. Ein Siegfried, Hektor, Armin, ein „Trompeter von Vionville" entzünden die jungen Herzen und werden es tun, solange Menschen leben. Dennoch: es sind Ideale einer vergehenden Zeit. Am deutlichsten empfinden wir das vielleicht, wenn wir vor den Brettern sitzen, die die Welt bedeuten, und dort oben schwertklirrende Recken gegeneinander ziehen und Schlacht und Sieg gespielt wird. So wirken Shakespeares Königsdramen, so Wallensteins Lager, so die Ritter Wildenbruchs — abgesehen vom künstlerischen Eindruck — als Gestalten einer uns fremd werdenden Welt. Wir fühlen ihnen nach, aber wir leben nicht mehr mit ihnen. Und wenn wir uns selber nachspüren: was ist uns an einem „Tell", einem „Zriny" das noch immer Erhebende? Die trotzige Männlichkeit, der Wagemut, die Hingabe der Persönlichkeit bis zum Tode. Nicht eigentlich das Kriegsmäßige an ihnen. Nicht daß sie das Schwert in der Faust halten oder durchs Schwert fallen.

Das ist uns nur die geschichtliche Form, in der das Heldentum hier erscheint. Stellt einen Luther auf die Bühne, wie er auf dem Reichstage zu Worms Papst und Kaiser die Stirn bietet; laßt einen Posa vor den finsteren Philipp treten mit dem flammenden Wort der Freiheit, oder Ibsens Brand der Lawine entgegenschreiten — und das Heroische ist da, tiefer noch uns ergreifend, als in der antiken Gestalt, weil es den sittlichen Kampf vergeistigt darstellt. Moderne Helden — unser Volk hat sie schon gefunden und bejubelt: auf dem Felde von Echterdingen, am Ufer des Bodensees, im kühnen Ringen mit den Elementen und im Siege über den Widerstand der stumpfen Welt. — Zu solchen Idealen zu erziehen — das ziemte dem Christen der Gegenwart wohl mehr, als die Pflege des kriegerischen Geistes!

Ich weiß wohl: gegen die Friedensbestrebungen unsrer Zeit hat sich mancher ehrlich Fromme gesträubt nicht aus Mangel an Idealismus oder aus Geistesträgheit, sondern weil er darin einen weibischen, schwächlichen Zug argwöhnte. Nicht ganz mit Unrecht. Ich gehöre nicht zu den unbedingten Bewunderern des Romanes „Die Waffen nieder!" Er schildert nicht unparteilich nur die Greuel des Krieges und wird den sittlichen Werten, die sich in ihm offenbaren, nicht gerecht. Es ist der Notschrei einer durch den Krieg tödlich verwundeten Frau — nichts mehr und nichts weniger. Er hat als Anstoß zur Friedensbewegung mitgewirkt, wie etwa „Onkel Toms Hütte" zur Sklavenbefreiung. — Auch das ist einem mißtrauischen Christen zuzugeben, daß unter den Friedensfreunden auch geringwertige Geheimgründe mitspielen können: Geschäftsrücksichten, Mangel an Vaterlandssinn, physische Weichlichkeit. Nun wohl, die Furcht, das eigene Blut für eine große Notwendigkeit fließen zu sehen; die Unfähigkeit, Opfer zu bringen, sollten nimmermehr die Quellen der Friedensliebe sein. Jedoch, wer blickt dem Nebenmenschen ins Herz? Und wenn selbst Zwei aus verschiedener Ursache etwas Gutes wollen — sollen sie nicht zusammengehen? Am Ende siegt in der Welt doch nicht das Gemeine, sondern die Idee.

Denn um einen Glauben handelt es sich, wo immer man das Evangelium des Friedens predigt. Um den Glauben, daß wir geboren sind, nicht mitzuhassen, sondern mitzulieben. Und also müssen, die solches Glaubens sind, auch daran glauben, daß der Krieg aufhören soll und kann. Einst stand Mensch dem Menschen drohend gegenüber, ein Krieg Aller gegen Alle, da rohe Gewalt den Schwächeren unterjochte. Zu Sippen und Stämmen schlossen sich dann die Blutsverwandten zusammen und bekriegten sich so. Bis Staaten wurden und sich ein Recht schufen, das den Streit der Einzelnen und der Klassen schlichtet. Aber unaufhaltsam rücken die Völker aneinander, durch Weltverkehr, durch Wissenschaft, durch tausend wirtschaftliche und geistige Fäden, die hinüber- und herüberlaufen. Und immer klarer erkennen die Bürger dieses kleinen Gestirnes, daß sie gemeinsame Feinde haben, gegen die es gilt zusammenzustehen: das sind die gewaltigen Kräfte des Alls, die zerstörenden, die das Gebild der Menschenhand hassen; das sind die Rätsel des Daseins, die nur durch Anspannung vereinter Kräfte gelöst werden können, soweit sie denn lösbar sind; das sind die Niedrigkeiten und Eigensüchte, die in uns selber streiten und die wir nur überwinden durch sittlichen Dienst aneinander. Und über dem allen bindet uns — muß man das Christen sagen? die Religion! Ists Märchen oder ist es der Wille des Heiligen, Großen, der in uns allen und durch uns alle ist, daß wir Brüder und Schwestern sein sollen? Dies der Sinn des Menschendaseins — wie ihn der Größte unsres Geschlechtes verkündet hat: Es komme das Reich Gottes!

Nithack-Stahn

Aus Gott geboren!

O Gott, o Gott! Erbarm Dich sein!
Da läuft ein Mensch in die Welt hinein,
und hat sich selbst verloren.
Ward selber sich ein Rätselding
und dreht sich toll im dunklen Ring ...
Und ist aus Gott geboren.

Fritz Philippi

Literaturbriefe

29. Walt Whitman der Prophet Amerikas

Die Vergegenwartung — „Vergegenwärtigung" wäre nicht das, was gemeint ist! — des Geistes, die Steffens sich von den Naturwissenschaften erhoffte,*) das, was wir versuchten, dahin auszudrücken, daß das Geistige nicht als eine Reminiszenz aus früheren Jahrtausenden künstlich gepflegt, sondern in gegenwärtiger Beziehung zum Gesamtleben des Alls stetig neu erzeugt werden solle, — diese Lebensrichtung hat wie billig ihren ersten starken Propheten in den Ländern angelsächsischer Zunge gefunden, als die länger schon und energischer in die naturwissenschaftlichen Studien eingetaucht sind als wir. Und auch dort ist es verständlich, daß der neue Boden Amerikas der sozusagen vorausbestimmte Naturboden für eine solche Prophetie war.

Was Walt Whitman zu sagen hatte, erschien ihm so sehr als ein Einziges und Zusammenhängendes, daß er im Grunde nur ein Werk geschrieben hat, die „Grashalme", die er doch das ganze Leben lang vervollständigte.

In der Tat sind diese Grashalme, soweit man sie aus den immer noch nicht über Auswahlen herausgekommenen Uebersetzungen beurteilen kann, ein einziger breit anschwellender Lobgesang auf die Schöpfung. Nicht auf irgend eine ideale, abstrakte, nach poetischen Geschmäckern herausdestillierte ursprüngliche Schöpfung von vor den langen Jahrtausenden, sondern auf das All, das uns umgibt, täglich und stündlich, mit Maschinen, Häusern, Dampfwagen, Straßen, Tieren, Menschen, Bäumen, Kornfeldern, mit Komptoren, Agenten, Bettlern, Dirnen, Präsidenten, Lastarbeitern, — denn der Dichter „spricht ohne Unterschied im gleichen Ton zum Präsidenten bei der Abendgesellschaft: Wie geht es Euch, Freund? Und zu Kunz, der auf der Zuckerplantage harkt: Guten Tag, mein Bruder. Und Beide verstehen ihn und wissen, daß er das Rechte spricht." Alles ist gleichwertig, Alles ist an seinem Platz für den Dichter, denn er stellt es an seinen Platz. Und in Alledem ist er sich bewußt, Gott zu singen:

Ich sage zum Menschengeschlecht: Seid nicht neugierig nach Gott;
Denn ich, neugierig nach Allem und Jedem, bin doch nicht neugierig nach Gott,
(Kein Wortüberschwang vermag zu sagen, wie ich voll Frieden zu Gott und zum Tode stehe).
Ich höre und sehe Gott in jedem Gegenstand, doch Gott begreif ich nicht im mindesten,
Noch begreif ich, wer noch merkwürdiger sein kann als ich selber.
Weshalb sollte ich Gott mehr zu sehen begehren als am heutigen Tage?
Ich sehe etwas von Gott in jeder Stunde von den vierundzwanzig, und wieder in jedem Augenblick,
In den Gesichtern der Männer und Frauen, und in meinem eigenen Antlitz im Spiegel,
Ich finde Briefe von Gott, auf der Straße fallen gelassen, und jeden Brief mit Gottes Namen gezeichnet,
Und ich lasse sie liegen, denn ich weiß, wohin ich auch gehe,
Werden immer und ewig andere pünktlich eintreffen.
Und Tod, was dich betrifft, du herbe Umarmung der Sterblichkeit, umsonst versuchst du mich zu erschrecken. . . .
Und Leben, was dich betrifft, denk ich, du bist das übrig Gebliebene von vielem Sterben,
(Ohne Zweifel bin ich schon früher zehntausendmal gestorben).
Ich höre euch flüstern da oben, ihr Sterne des Himmels,
Ihr Sonnen, ihr Gräser des Grabes, o unaufhörlicher Uebergang und Beförderung, —
Wenn ihr nichts sagt, wie kann ich etwas sagen?**)

Man sieht die absoluteste Welt- und Lebensbejahung, die man denken kann. Vor Oberflächlichkeit eben durch ihre Breite und Allumfassendheit geschützt. Vornehmlich aber dadurch, daß Alles von einem hinreißenden Enthusiasmus der Liebe durchglüht ist. Oder wie Walt Whitman mit einem minder mißverständlichen Wort für gewöhnlich sagt: der Kameradschaftlichkeit. Er sieht die Welt an und findet sie sehr gut; er findet sie gerechtfertigt nicht dem hochmütigen Blick des Aestheten oder dem kalten Auge des Wissenschaftlers — er schließt eine lebhafte Verherrlichung Hegels mit dem Eingeständnis, daß Etwas ihm wie allen modernen Philosophen und ihrer „technischen

*) Vgl. Nr. 2 Sp. 38 dieses Jahrgangs. D H

**) Vgl. Nr. 29 Sp. 684 f. D H

Metaphysik" fehle: lebendige Anteilnahme, „Glut, Liebe, Wärme, wie sie von den alten Sehern und Dichtern ausströmt", — sondern dem liebevollen Blick dessen, der Kameradschaft empfindet zu Jedem und Allem.

An ihn, der gekreuzigt ward!

Mein Geist zu deinem, geliebter Bruder,
Laß dichs nicht kümmern, daß so viele deinen Namen aussprechen und dich nicht verstehen,
Ich spreche deinen Namen nicht aus, doch ich verstehe dich!
Ich suche dich aus mit Freude, o mein Gefährte, dich zu begrüßen und zu grüßen, die mit dir sind, vor dir und seither und jene der Zukunft,
Wir wirken alle zusammen und überliefern denselben Beruf und folgen Einer dem Andern,
Wir wenigen Gleichen aus allen Ländern und Zeiten,
Wir Umschließer der Kontinente, aller Kasten, die wir alle Theologien gestatten,
Wir Mitleidvollen, wir Erkenner, wir der Menschen innige Einung,
Wir gehen schweigend inmitten des Streits und aller Behauptungen,
Weisen keinen der Streitenden ab, und nichts, was behauptet ward, zurück,
Wir hören Gewühl und Schreien, Spaltungen treffen uns, Vorwurf und Eifersucht von allen Seiten,
Sie schließen sich drohend um uns, uns zu umzingeln, mein Genosse,
Dennoch wandeln wir unbehindert, frei durch die ganze Erde, auf und nieder ziehend, bis wir unauslöschliche Spuren geprägt auf die Zeit und auf alle Epochen,
Bis wir Zeit und Epochen gesättigt, bis Männer und Weiber aller Rassen, in Jahrhunderten einst Brüder und Liebende werden wie wir.*)

Hierin, in dieser positiven Würdigung, ja Einbeziehung dessen, was aus der Vergangenheit her in unser Leben hineinragt, ist nun die Vergegenwartung auch erst vollendet.

Solange nur die zeitliche Gegenwart als Gegenwart des Geistes gilt, solange ist nur ein verschwindender Teil gegenwärtig. Soll das All gegenwärtig sein, so müssen es auch Vergangenheit und Zukunft sein. Nur: man muß wissen, daß auch die weiteste Vergangenheit eben wie die Zukunft in jeder Gegenwart immanent ist, und daß ein historisches Wissen nichts Wesentliches dazu tun kann. (Zumal es nie Wesentliches enthält, und sowie es an solches anstreift, bereits den Charakter des Wissens verliert.) Immerhin, es gibt Erinnerungsbilder der Menschheit, die als solche, gleichviel wie treu im historischen Sinn sie sein mögen,**) da sind und zu uns hinzugehören. Die Gegenwart, um die es sich für uns nur handeln kann, darf ja nicht ein dürrer und rein chronologischer Begriff sein, nicht sozusagen selbst eine jeden Augenblick wachsende historische Erinnerung. Gegenwart, in diesem äußerlichen und rein historischen Sinn gefaßt, wäre selbst weiter nichts als Vergangenheit, und unterschiede sich von der Vergangenheit der Historie nur durch ihre noch größere Unsicherheit. Denn die Geschichte Alexanders ist seit vielen hundert Jahren ungefähr dieselbe für Millionen, aber die Geschichte von heute, ist für Jeden anders und für den Einzelnen schon heute Abend anders als heute Mittag, und wird jeden der folgenden Tage sich verändern. Nein, Gegenwart, soweit sie Gegenwart des Geistes ist, umfaßt stets die weiten Jahrtausende, — wer wollte sich auf die Minute, die sonst Gegenwart wäre, einrichten! Es kommt nur Alles darauf an, ob die weiten Jahrtausende gefühlte Gegenwart oder gewußte Historie für uns sind. Für jedes wissenschaftliche Gemüt, nicht nur das geschichts-, sondern ebenso auch das naturwissenschaftlich interessierte, sind sie gleicherweise Historie; für den, dessen Geist im lebendigen Zusammenhang mit dem Ganzen lebt und erlebt: Gegenwart; und vor Gott sind tausend Jahre wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Der Unterschied von Vergangenheit und Gegenwart, Historie; und Leben ist kein chronologischer, es ist ein Unterschied in der inneren Stellungnahme; und eben darum ist er so groß. Die Meisten, die gegen die Vergangenheit kämpfen, kämpfen selbst für eine Vergangenheit, für die von heute, gegen die von gestern; aber zwischen Heute und Gestern ist kein Unterschied von Bedeutung.

Whitman scheint mir ein Bewußtsein davon zu verraten, wenn er ausdrücklich alle Verachtung vergangener Glauben ablehnt, weil sein Glaube selbst den ältesten wie den neuesten einschließe:

Ich warte auf die Antworten der Orakel, verehre die Götter, grüße die Sonne,
Mache einen Fetisch aus dem ersten besten Felsen oder Baumstumpf,
Helfe dem Lama oder Bramanen die Lampen der Götzenbilder putzen, . . .
Bin verzückt, bin abgehärtet und streng in den Wäldern, ein Gymnosophist,
Trinke Met aus dem Hirnschädel-Becher, verehre die Shastas und Vedas, beachte den Koran,
Verstehe die Evangelien, verstehe den, der gekreuzigt ward, und weiß gewiß, daß er göttlich ist,
Knie bei der Messe, stehe beim Gebet der Puritaner oder sitze geduldig im Kirchenstuhl. . . .

Aber eben hierin liegt auch, wie das für die historischen Religionen Beleidigende, so auch die Absage an sie. Denn sie wollen eine Linie als historisch höchstliegende privilegieren. Er aber mit seiner Anbetung in der Allgegenwart stehend, eignet sich die ganze, die längstvergangene wie die jüngstvergangene Gegenwart an und nimmt nicht mehr Partei für einen privilegierten Teil davon.

Man wird anders entscheiden können, aber nicht verkennen, daß hier eine große und souveräne Stellung zur Sache gegeben ist, eine unendlich viel höhere jedenfalls als bei unseren europäisch-festländischen Bekämpfern historischer Religion.*)

Hier erst ist die bloße Negation überwunden, ist die Vergangenheit nicht geleugnet, sondern verwandelt, aufgenommen, vergegenwartet.

* * *

Es gibt kaum einen Dichter, der so verschieden beurteilt worden ist, wie Whitman. Die Einen sehen ihn für halb verrückt, wohl gar für unrein, oder selbst für unfähig an (so Knut Hamsun, der ein sehr aparter Dichter und feiner Stilist, aber ein sehr schwacher Kritiker und Essayist ist), Andere sehen in ihm die Morgenröte einer neuen Menschheitsdichtung. Ich würde mich eher zu den Letzteren bekehren.

Man wendet gegen ihn seinen Immoralismus ein, den man natürlich als Immoralität mißversteht, und es ist ja bekannt, daß er vom Ministerium wegen der Unsittlichkeit seiner Gedichte aus dem kleinen Aemtchen entlassen wurde, das man ihm nach der Lazarettzeit gegeben hatte. Es findet sich nirgends bei ihm auch nur die geringste Bitterkeit hierüber. So sagt sein Freund und Schüler Bucke:

Im Anfang unsrer Bekanntschaft glaubte ich, er bemeistere sich so sehr, daß er seinem Aerger, seiner Antipathie, seinen Klagen und seinem Widerspruch keinen Ausdruck gebe. Denn ich hielt es für unmöglich, daß solche Gemütsstimmungen bei ihm nicht vorhanden sein sollten. Nach langer Beobachtung sah ich indessen ein, daß sie ihm wirklich völlig unbekannt waren.

Was nun seinen Immoralismus betrifft, so leugnet Whitman gewiß das, was man Moral im gemeinen Sinn des Wortes nennt, die Möglichkeit, anderer Menschen Leben und selbst das eigene von außen her mit Befehlen oder auch verständigen Gründen zu regeln. Er meint, daß die Menschen nur durch eine große und warme Begeisterung von innen her umzuwandeln seien. Und eben dazu gehöre, daß man ihnen alles Richten und Unterschiedemachen abgewöhne. (Gesellschaftliche Schutzmaßregeln gegen Schädlinge sind dadurch natürlich nicht betroffen!) Aber wenn ich recht sehe, ist dies genau auch die Stellungnahme aller großen Religiösen und Christi vor Allen. Es ist das, was ihnen ihre große Anziehungskraft gab, daß sie eine Freistatt waren, wo man sich nicht mißtrauisch gemessen und dennoch in reiner Luft fühlte, in reiner Luft als gleichberechtigt. Was unter uns Wilhelm Herrmann am kräftigsten immer wieder betont hat, als den religiösen Ursprung aller wirklich autonomen Ethik, das ist hier in einem weiten freien Sinn und aus einem überquellend reichen Herzen heraus gelebt worden. Denn dies ist seine eigentliche Kraft: sein Leben. Und seine Dichtung als ein einfaches Uebergehen seines Lebens auf Andere, Ergreifen der Andern durch das sich aussprechende, das heißt eben: übergehende Leben.

*) Ein andre Uebersetzung dieses Gedichts Nr. 29 Sp. 686. Vgl. unten. D H

**) Dies wurde vor dem neuen Aufruhr über die Historizität Jesu geschrieben; es gilt natürlich auch für ihn.

*) Vgl. die vorige Anmerkung.

Whitman ist geboren 1819, eines Zimmermanns Sohn; seine Mutter, Luisa van Velsor, eine Quäkerin holländischer Herkunft. Aufgewachsen zu seinem und unserm großen Glück mit nur ganz wenig Schule. Setzer, Landschulmeister, Zeitungsschreiber. 1862, nachdem sein Lebensbuch in erster Gestalt schon fünf Jahre lang da war, ging er ins Lazarett, um seinen verwundeten Bruder zu pflegen, und blieb da drei Jahre lang, von den Soldaten wie ein Ueberirdischer verehrt und wie durch eine Art Magnetismus mit seiner bloßen Person heilend. Doch war dieser Magnetismus nichts Zauberisches; Whitman verrät mit größter Offenheit, daß er sich, wenn es sich irgend machen ließ, für jeden seiner täglichen oder nächtlichen Rundgänge, „die oft zwei bis vier oder fünf Stunden dauerten, durch Ruhe, Baden, frische Kleidung, eine gute Mahlzeit“ vorbereitete und stärkte.

Schließlich ergriff ihn das Lazarettfieber, durch das seine bis dahin starke und völlig ungestörte Gesundheit dauernd angegriffen wurde. Gestorben ist er 1892.

Es liegen mir zwei Uebersetzungen vor. Die meisten der gegebenen Proben stammen aus der Schölermannschen,*) nur der Gesang an Christus aus der von Karl Federn.**)

Beide sind sehr gut. Für die erste Bekanntschaft mit Whitman würde ich die Federnsche vielleicht vor der andern empfehlen, da sie behutsamer in der Auswahl ist. Man muß bedenken, daß Whitman ein Dichter ist, der wirklich und ernstlich Alles für gleich besingenswert hält, jedes Glied des menschlichen, des männlichen oder weiblichen Körpers, jedes Begegnis des Tages oder der Nacht. Es bedarf einer gewissen Abhärtung. Dafür ist die Federnsche Auswahl besser geeignet. Kommt dazu, daß sie — der geringeren Ausstattung entsprechend — billiger ist. Wer sie erledigt hat, wird wohl von selbst zur Schölermannschen greifen, die wenig Gemeinsames hat, umfassender und mannigfaltiger ist, vielleicht auch charakteristischer. (Leider ist Schölermann der Meinung, daß er auch Reime machen könne. Das ist ein großer Irrtum, wie seine unmögliche Uebersetzung der Wildeschen Zuchthausballade beweist.***) Aber dieser Irrtum hat ihn doch dazu verleitet, zwei zum Glück nur kleine Stücke, die Whitman — wie überhaupt das meiste — ohne Reime gab, seinerseits in Reime umzusetzen, was ihm gründlich mißglückt ist.) Man vergesse auch nicht die kleine Auswahl Whitmanscher Prosaschriften, die O. E. Lessing bei Piper in München†) hat erscheinen lassen. Sie ist außerordentlich reich an guten starken Worten und eine erwünschteste Ergänzung zu den Auswahlen poetischer Stücke.††)

Vor allem wäre nun nötig, daß uns eine Gesamtübersetzung des ganzen Lebenswerkes dieses Mannes vorgelegt würde, einzuleiten etwa durch seines Freundes, des Irrenarztes Bucke Buch über ihn, aus dem uns vielversprechende Zitate in den Vorwörtern der Auswahlübersetzungen, sowie in William James bedeutendem Buch von der „religiösen Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit“†††) begegnen. In letzterem Buch auch sonst Manches über Whitman, das zu ihm Lust machen kann.

Zu diesem selben Zweck noch das Wort, mit dem Emerson seinerzeit die erste Ausgabe der Grashalme an Carlyle empfahl:

> Ein Buch kam im letzten Sommer heraus, ein Ungetüm von nie gesehener Art, aber mit schrecklichen Augen und Büffelkraft und unbestreitbar amerikanisch.

Es ist kaum ein Zweifel daran möglich, daß Walt Whitman für Religion und Mythos der Zukunft (ob sie nun christlich oder sonstwas sein werden) von ganz besonderer Bedeutung sein wird. Auch das möge zu ihm führen, um ihn kennen zu lernen.

Arthur Bonus

---

*) Leipzig und Jena, Diederichs 1904. 198 S. 5, gebunden 6 Mk.

**) Minden i. W., Bruns 1904. 220 S. 1,50 Mk.

***) Leipzig, Inselverlag 1909. 4. Auflage. 2 Mk.

†) Siebenter Band der Sammlung „Die Fruchtschale“. München, Piper 1905. 219 S. 2,50, gebunden 3,50 Mk.

††) Inzwischen ist uns eine dritte Uebersetzung der „Grashalme“ zugegangen, noch reichlicher in der Auswahl, daher wohl auch in obiger Reihe die dritte: von Johannes Schlaf. Leipzig, Reclam. 239 S. Gebunden bloß 80 Pfg.

†††) Uebersetzt von Wobbermin. Leipzig, Hinrichs 1907. 493 S. 6, gebunden 7 Mk.

Berliner Weltkongreß

Sonntag den 7. August

Vorgestern Abend standen eine Menge Menschen vor dem Gebäude der Großloge von Preußen, (gen. „Royal York zur Freundschaft“ in Berlin), Dorotheenstraße, und begehrten Einlaß. Vergebens. Sie alle mußten sich nach dem Westen durchschlagen, denn wegen unverhofften Andrangs war das Festhaus verlegt. Ein notwendiger Entschluß, aber die Ursache von viel anfänglicher Unzufriedenheit in allen zivilisierten Sprachen.

Am selben Abend fand sich um 6½ in Zylinder und schwarzem Rock, mit Damen, das Festkomitee zum Empfang der überseeischen Gäste am Bahnhof Friedrichstraße ein. Aber dort war nichts von einem Extrazuge bekannt. Inzwischen landete dieser pünktlich — am Lehrter Bahnhof.

Gestern Nachmittag waren die hübschen Büchlein mit dem endgiltigen Programm bereits vergriffen. Die neuen Teilnehmer mußten betrübt darauf verzichten — und wie viele sind noch morgen, Montag, zu erwarten? Aber inzwischen wird die neue Auflage dasein.

Ich fürchte, die Kongreßbesucher werden viel Nachsicht haben müssen mit all den äußeren Dingen. Nicht, daß das Komitee seine Schuldigkeit nicht täte. Aber es ist der plötzlich in ungeahnte Dimensionen aufgeschossenen Aufgabe gegenüber zu schwach. Es fehlt insbesondere an Ordnern und Ordnerinnen, die den Ausländern über die unvermeidlichen und vermeidlichen Schwierigkeiten liebenswürdig hinweg helfen müßten.

Das Kongreßhaus ist ja ein wundervolles Gebäude, mit Prachträumen, für diesen Zweck. Ein „Landwehrkasino“, wie es der Reichshauptstadt Ehre macht. Fast zu viel Ehre. Ich mag die Baugeschichte des Hauses nicht wissen, d. h. die Geschichte der Kosten und ihrer Deckung. Und in Einer Beziehung ist es für den Kongreß nicht das richtige Heim. Landwehrgeist und Landwehrgeschmack beherrschen die innere Ausstattung. Fürstenbilder die Menge, der Kaiser mindestens ein Dutzend mal. Dazu Parade- und Schlachtenbilder. Zum Teil gute, zum Teil mindere, jedenfalls alle gestiftet! Diese Illustration der Wände entspricht nicht der schönen und großen Architektur. Das Schlimmste aber ist für uns der Eindruck, den die Fremden davon haben müssen. Bei ihrer Empfindlichkeit in diesem Punkt, bei ihrer Voreingenommenheit gegen die kriegerische Barbarei von uns Deutschen! Die leidenschaftlichen Friedensfreunde — das sind unsre Gäste alle — werden heimkehren mit dem unausrottbaren Eindruck, daß es zwar auch in Deutschland einige friedliche Menschen gibt — die Teilnehmer des Kongresses — daß aber unser Staatswesen und unsere Nation von Kriegslust und blutigen Phantasien überläuft. Dort auf dem Bilde von Großgörschen im Kaisersaal der wehrlose, aus doppelter Kopfwunde blutende Feind, zu Boden gestreckt und nur noch mit abwehrendem Arm sich schützend: im nächsten Moment wird der Kolben des preußischen Landwehrmanns ihm den Rest geben. Es ist zu viel verlangt, daß unsre Gäste über solche Eindrücke leicht hinwegkommen.

Ich suchte in einer stillen halben Stunde die Preußen-Loge auf, in der wir ursprünglich tagen sollten. Welch andere Stimmung umgab mich! Im großen Saale harmonisch und leuchtend rings an der Wand die Tempel aller Völker und Zeiten. Dazu der Grundstock des Hauses von Schlüter noch, also auch baulich interessant und in der Dekoration wohl erhalten. Alles vornehm und heimlich zugleich. Schade, schade! Aber es war ja hohe Zeit, daß das Komitee von diesem Hauptquartier sich losriß; hätte man daran festhalten wollen, das hätte unmögliche Zustände gegeben. Und wir können nur dankbar sein, daß wir im Landwehrkasino eine unsern Raumbedürfnissen so entsprechende Zuflucht gefunden haben.

Es ist doch ein gigantisches Unternehmen, solch ein Weltkongreß. So unberechenbar in seinen Anforderungen, so ungewohnt unsrer deutschen Versammlungspraxis. Mit Schrecken denkt man daran, daß auch ebensogut ein- oder zweitausend Menschen mehr hätten kommen können? Gegen 1500 Teilnehmer zählt man bisher; es konnten doch auch 5000 sein. Und dem gegenüber die Handvoll Männer, die es machen. Man

kann trotz aller Unzuträglichkeiten nur bewundern, was sie persönlich leisten.

Und nun sind all diese Dinge, die ich bis dahin ausgeplaudert habe, doch nur Begleiterscheinungen zu der Haupttatsache: dem völligen Gelingen des Kongresses. Noch ist er offiziell nicht in Tätigkeit, und schon kann man das sagen.

Zwar ein Punkt aus dem eigentlichen Programm ist ja schon vorweggenommen. Harnacks Vortrag über „das doppelte Evangelium im Neuen Testament." (Das Evangelium vom Reich, wie es Jesus verkündigt hat, und das Evangelium von ihm selber, dem vom Himmel gekommenen, gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn.) Weil der Redner verreisen mußte, war diese Nummer aus dem Rahmen der kommenden Verhandlungen herausgeschnitten und die Morgenstunde des gestrigen Tages, vor dem Ausfluge nach Potsdam, dafür vereinbart worden. Sehr glücklich hatte man auch noch die andre Ausnahme hinzugefügt, daß diese Vorlesung im Auditorium maximum der Universität stattfand. So wurde sie erst vollends stilgerecht. Der große Saal war gestopft voll. Die wundervolle Klarheit, mit der der wissenschaftliche (und doch Jedermann vertraute) Stoff behandelt wurde, gab den rechten Eindruck von dem, was das theologische Katheder uns Deutschen leistet. Die besondre Situation verlieh dem Redner dazu auch Töne, die die Rede über den akademischen Akt hinaushoben — auch das doch nicht im Widerstreit mit unserm Universitätsbetrieb, wie er sein soll. Den Vortrag hier kurz wiederzugeben, wäre ein Leichtes. Aber die Berliner Tagespresse hat reichlich von ihm berichtet, und so werden die Leser schon unterrichtet sein. Ein Programm war die Rede gewiß nicht; aber etwas Programmatisches bekam sie durch Gegenstand und Gelegenheit doch, und so wird davon noch genug die Rede sein.

Vom Empfangsabend und von den Sonderkonferenzen berichte ich nicht. Jener tat uns den Dienst, daß wir mit einander Fühlung gewannen, ich meine wir Deutschen mit den Fremden. Die Rede, womit der Kongreßpräsident Schrader sich einführte, war vortrefflich. Die Sonderkonferenzen boten eine Fülle des Wertvollen, das hoffentlich der wackere Verlag des Herrn R. Dülfer (Protestantischer Schriftenvertrieb, Berlin-Schöneberg) recht bald fixiert und allgemein zugänglich macht. Das Meeting (man redet unwillkürlich englisch) über „Religion und Sozialismus" war gewiß von 1200 Personen besucht. Und die anderen Konferenzen litten darunter, soviel ich erfahren konnte, nicht Not. Wir hatten im Zeichen des „Friedens" 200, das hieß, unser „Fürstenzimmer" war mehr als voll. Auch die Sitzung der Deutschen Kongo-Liga am Nachmittag führte einige 50 lebhaft interessierte Männer zusammen: ein Herr aus Brüssel, der weit in der kolonialen Welt herumgekommen ist, sprach zu dieser Sache mit ergreifendem Schmerz. Wir waren wohl davon durchdrungen, daß unsre Liga zu spät geboren ist, aber daß es doch lohnt, sie am Leben zu erhalten, denn hier liegen Aufgaben riesengroß; auch für ein langes Leben wird es ihr an Arbeit nicht fehlen. — Sehr interessant muß es bei den Frauen gewesen sein; die amerikanische Pastorin Mrs. Jones (schon zwanzig Jahre im Amt und Mutter erwachsener Kinder) hat ihren Stand trefflich eingeführt; leider war der Versammlungsraum für den Zudrang viel zu klein.

Mittwoch den 10. August

Man ist müde von dem Reichtum dieser Tage, aber das verfrühte Stimmungsbild vom Sonntag darf nicht ohne weiteres Geleit ausgehen. Zwar vom Inhalt des Gehörten auch heute noch kein Wort. Es ist auch sonst so Manches zu sagen.

Wunderschön bleibt doch das Haus, in dem wir tagen. Der ganze Bau, der Treppenaufgang, die geräumigen Korridore, der große Saal mit seinem Tonnengewölbe! Er hat 1400 Sitzplätze, und wie oft sahen wir ihn gedrängt voll. (Gestern zählte die Präsenzliste 2000 Namen.) Dazu ist die Akustik vortrefflich, ganz hinten hört man so gut wie vorn.

Ueber alles Lob erhaben war die Musik, die wir hörten. Im Kirchenkonzert, im Gottesdienst, bei den Andachten, die jeden Tag eröffneten.

Der Gottesdienst selbst — wie weihevoll. Drei Prediger, die deutsch, englisch und französisch zu uns redeten, bestiegen einer nach dem andern die Kanzel, nur durch kurze Zwischenspiele getrennt, und sagten uns vom Glauben, von der Hoffnung und von der Liebe.

Ein ganzer Erfolg sodann die Volksversammlungen am Sonntag Abend. Drei, in verschiedenen Teilen der Stadt. Die Säle so voll, daß noch Leute umkehren mußten. Die Haltung so, daß man ganz vergaß, daß man in Berlin war. Welch langer, herzlicher Beifall wurde ausgelöst, als Rauschenbusch ernst und innig über sein Thema gesprochen hatte: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen." Man fragte sich unwillkürlich: Sind das die verketzerten liberalen Parochialvereine, die nur Kirchenpolitik machen? Es muß doch noch Andres dahinterstecken. Am selben Abend hörten wir endlich einmal Maurenbrecher, den sozialdemokratischen Propheten, unter den freisinnigen Philistern, und gleichviel, ob wir mit Allem einverstanden waren oder nicht, empfanden wir diese Konstellation als ein Ereignis.

Der Kongreß hat sich nicht nur in unsrer Kirche, er hat sich auch in dieser Riesenstadt durchgesetzt. Es ist ja gar nicht so leicht, daß ein Ruf in dieser Stadt wirklich laut wird, daß man ihn überhaupt vernimmt. Wie oft wird er zur Stimme des Predigers in der Wüste! Und anders, so meinten auch viele von unsern Freunden, werde es diesem Kongreß nicht gehen. Wir freuen uns herzlich, daß sie sich getäuscht haben. R

Schelling-Literatur

1

F. W. J. v. Schelling, Werke. Auswahl in drei Bänden. Mit drei Porträts Schellings und einem Geleitwort von Prof. Dr. Arthur Drews herausgegeben und eingeleitet von Otto Weiß. Leipzig, Fr. Eckhardt 1907. 816, 682 und 935 S. 20 Mk., gebunden 25 Mk.

Wer die Ueberzeugung teilt, daß Schellings rastlos fortstürmende Gedankenarbeit in Tiefen der Wahrheit oder doch wenigstens des Wahrheitssuchens hineinführt, die kein anderer Denker uns erschließen kann, dem muß es eine Freude sein, obige prächtige Ausgabe der Werke Schellings anzuzeigen. Auch äußerlich ist sie anziehend gemacht durch ihren guten Druck und ihre schöne Ausstattung. So verspricht sie mit dazu beizutragen, daß Schellings Gedanken wieder von weitern Kreisen beachtet werden. Sehr praktisch ist, daß die Seitenzahlen der gesammelten Werke immer angegeben sind und eine ungefähre Uebereinstimmung des Inhaltes der betreffenden Seiten erreicht ist.

Die Auswahl der Werke ist so getroffen, daß dem, der diese Ausgabe durcharbeitet, ein geschlossenes Bild der Gedankenentwicklung Schellings vor Augen liegt.

Ein bischen schmerzlich vermißt der Unterzeichnete die Briefe über Dogmatismus und Kritizismus, in denen Schelling am leidenschaftlichsten, für den Nichtfachmann aber am verständlichsten und anziehendsten, den Standpunkt des Fichteschen Idealismus gegen seine Gegner verteidigt. Doch mag es dem Herausgeber wichtiger geschienen haben, in dieser zusammengedrängten Ausgabe die systematisch durchgearbeiteten und philosophisch weiterführenden Werke zu geben, statt dieser leidenschaftlichen Streitschrift. Daß die Philosophie der Mythologie und Offenbarung nur in Auswahl gegeben ist, finde ich sehr berechtigt, obwohl diese Schrift nach meiner Ansicht von Schelling sehr wichtige Erkenntnisse enthält. Die leitenden Gedanken werden in ihr sehr von wertloseren Ausführungen erdrückt, daß sie gerade deshalb nicht die ihr zukommende Wirkung tun konnte.

Besonders sei aber noch auf das Vorwort von A. Drews und die Einleitung des Herausgebers hingewiesen. Eine Einleitung zu Schelling ist ja besonders wichtig, denn wer kennt ihn und die mannigfachen Beziehungen seiner Gedanken, — auch brauchen die Grundsätze der Herausgabe eine Rechtfertigung durch eine Gesamtdarstellung der Auffassung von Schelling.

Vielleicht aber ist da eine der besten Rechtfertigungen des Herausgebers die merkwürdige Uebereinstimmung in der Auffassung Schellings, die sich zwischen ihm und A. Drews, die von der Hartmannischen Philosophie ausgehen, einerseits und dem von ganz anderer Weltanschauung kommenden Unterzeichneten anderseits ergibt.

Ihm ist es aus der tiefsten Seele gesprochen, was A. Drews gegen die falsche Uebertreibung sagt, mit der das naturwissenschaftliche Zeitalter Schelling verworfen hat und mit der man in einseitiger Weise allein auf Kant zurückging, ohne die gewaltigen Probleme zu sehen, die die Nachfolger Kants sahen und mit denen sie sich tief und gründlich auseinandersetzten (Vorwort S. IX ff).

Noch mehr freue ich mich der kräftigen Worte und Ueberzeugung, mit der A. Drews und der Herausgeber die Bedeutung der positiven Philosophie Schellings, des vielverachteten letzten Stadiums seiner Entwicklung betonen. (Vorw. S. XXIV ff. XLII ff).

Für sie und für mich hat Schelling durch die Grundgedanken der positiven Philosophie den Rationalismus endgültig überwunden, „wenn es Schelling auch nicht gelang, sich auch in der Methode völlig von ihm loszusagen." (XLIV). Als einen Rest dieses Rationalismus beurteile ich auch den Versuch Schellings, die unergründliche Gottheit in den Verstandesformen des Dogmas als erfaßt darzustellen und lehne mit Drews diese Rückkehr zur Orthodoxie ab. Freilich kann ich hier nicht mit ihm von „Schrullen des alternden Philosophen" reden. Auch hier spricht der Instinkt, der im Lebendigen, Gewordenen die Kraft und die Wahrheit ahnt und nicht im Ausgeklügelten und Erdachten. Nur ist dieser Instinkt noch nicht zur Klarheit gekommen, die das Historische als Wahrheit und doch als vergangen beurteilen kann. Ein Jahrhundert historischer Forschung gehörte dazu, uns gerecht und doch unabhängig der Vergangenheit gegenüber zu machen. Aber mit der Erkenntnis, daß die Wahrheit, die Kraft der Welt nicht im Verstandesmäßigen, nicht im Denken und nicht in dem vom Denken Erfaßten liegt, begann Schelling auch zu ahnen, daß die wirklich starken Faktoren auch des geistigen Lebens aus der Vergangenheit kommende, ringende, sich entwickelnde, unbewußte, halb unbewußte, langsam zum Bewußtsein kommende Strömungen geistiger Kraft, innerlichen Bedürfens sind.

Was Schelling in dieser Zeit als das Absolute oder als Gott erkannt hat, ist eine gewaltige, ringende Kraft. Er beschreibt sie gern unter der Einwirkung von Jakob Böhme mit Bildern, die aus der innern Erfahrung des Menschen genommen sind, Sehnsucht, und Aehnliches, der ursprüngliche Grund in Gott.

Mit diesem Grunde in Gott aber eins und doch ein anderes, aus ihm Hervorgehendes ist das Verständnis Gottes von sich selbst. Es legt sich — so darf man wohl Schellings Gedanken in neuem Bilde schildern — wie eine fassende Form über die Kraft des ursprünglichen Dranges. Letzterer ist die wahre, dem Verstande unzugängliche Realität in allem, was so entsteht; die Form ist die Möglichkeit für den schaffenden und auffassenden Geist, eine Wirklichkeit zu sein. Aber dies formende Selbsterfassen ist zugleich nicht nur eine Form, es ist ja das innere Ziel der Sehnsucht in Gott, in diesem Doppelten, was er ist, auch volle Wirklichkeit, volle Einheit zu sein. Wo deshalb Eins von beiden für sich allein ist, da ist Wildheit (Das Böse) — wenn nämlich die Sehnsucht allein ist — oder Ohnmacht, — wenn das Fassen allein vorhanden ist. Beides zusammen aber ist gebändigte Kraft, ein wirkliches Schaffen und ein geschlossenes Sein, ein Einssein mit sich, was beides erst Leben ist.

Das Große an dieser Weltanschauung scheint mir die energische Betonung, daß nie und nimmermehr der Begriff, sondern die Kraft die wahre Wirklichkeit in allem ist, jene Kraft, die wir nie völlig in uns darstellen können. Das ist sein scharfer Gegensatz gegen Hegel. Zugleich liegt in der Kraft — aus ihr hervorgehend die Form und sie kommt nicht zur Ruhe, bis sie die Einheit mit dieser gefunden hat. Wenn Gottes gesamtes Wesen sich zu einer völlig klaren Einheit drängender Kraft und gefaßter Form durchgearbeitet hätte, wäre er in sich vollendet und die Entwicklung der Welt abgeschlossen.

Drews und Weiß finden nun hier bei Schelling schon E. v. Hartmanns Gedanken von der „Unbewußtheit" Gottes. In gewissem Sinne haben sie recht, wenn damit gesagt sein soll, daß Gott nicht einfach als ein — wenn auch vergrößertes Abbild — menschlichen Bewußtseins vorgestellt werden darf.

Das Absolute, Gott, ist vor allen Dingen „Schaffen" Macht, das unbegrenzte „Können", das als ein Geheimnis durch die Welt geht und im Menschen denn doch nur in ganz unbedeutenden Spuren vorhanden ist als sein Anteil an der gewaltigen Weltkraft. Es tritt uns als erstes Rätsel gegenüber in dem, was wir als das Gesetz der Verknüpfung von Ursache und Wirkung in unser Bewußtsein aufnehmen und was schon Kant als eines der ersten Rätsel erkannt hat. Es tritt dann noch gewaltiger uns entgegen im Schaffen von organischen, lebendigen, in geschlossener Eigenart einigen Wesen, in dem, was wir an Organismus und geistiger Eigenart in unser Bewußtsein aufnehmen. Deshalb ist auch das, was uns im Kunstwerk ergreift, das Erscheinen des Absoluten im geformten Stoff. Hier hat ein übermächtiger Mensch etwas von dieser einenden Kraft betätigt.

Schelling stellt nun fest, daß diese schaffende Macht in der Welt zugleich ein „Sichselbsterfassen" und ein Sehnen nach Selbsterfassung ist. Sie ist das nicht insofern, daß sie schon von Anfang an sich selbst erfaßt hätte, aber doch wieder ist dies Selbsterfassen identisch mit dem sehnenden Urgrund, aus dem es hervorgeht.

Sicherlich will er damit nicht sagen, daß das Absolute etwas unserm Bewußtsein Gleiches ist. Aber ebenso sicher sind alle Bilder und Ausdrücke, in denen er das Verhältnis von Urgrund und dem daraus hervorgehenden Selbstbewußtsein schildert, dem menschlichen Bewußtsein entnommen. Er ist eben unfähig, diese Vorgänge anders darzustellen als mit den Bildern dessen, was wir selbst in uns erleben.

Das Selbstbewußtsein ist ja auch im Menschen die unklare treibende Kraft, über deren innere Eigenart und ihre Bedürfnisse der Mensch sich erst im Laufe seiner sittlichen Entwicklung klar wird. Die treibende Kraft ist eben jenes Gewaltige, der Urgrund in ihm, zugleich vereint mit dem, was zum Selbstbewußtsein werden muß. Sowie er da die innere Klarheit und Einheit gefunden hat, ist die Identität in ihm vollzogen, nach der die Welt drängt; die unklare Sehnsucht in ihm ist klarer Gedanke geworden, und der klare Gedanke in ihm ist schaffende, gestaltende Kraft, ein Können zugleich, während alle Ideale ohnmächtig sind, wenn sie nicht eine Einheit in uns sind mit den treibenden Kräften, die in uns nach Klarheit ringen.

So ist es auch völlig berechtigt, wenn A. Drews und Weiß das Absolute bei Schelling immer wieder unter dem Bilde des Willens schildern. So geschieht es, daß durch das Werden des Willens im Menschen, aus unbewußtem Drang nach und nach ein deutliches Selbstbewußtsein über das Erstrebte sich entwickelt, die Einheit von Drang und Selbsterkenntnis gefunden wird.

Nur scheint es mir kühn, dies Werden der Einheit von Macht und Selbsterkenntnis einfach auf die gewaltige Macht zu übertragen, die doch noch in ganz anderer Weise zugleich ein zusammenhaltendes Band der beiden Faktoren sein muß, deren Zweiheit und Einheit die Welt bildet. Vielleicht aber können wir uns dahin einen, daß diese Zweiheit und Einheit uns Menschen eben ein Geheimnis bleiben muß, daß wir sie uns weder in der Art unsers Bewußtseins geeint denken dürfen — denn das bedeutet allerdings Beschränkung; noch geschieden, wie in der bewußtlosen Welt — denn dann ist die Tatsache ihres weltbildenden Zusammenarbeitens nicht vorhanden. Das Absolute ist eben die Welt nicht des Bewußten und nicht des Unbewußten, sondern des Ueberbewußten, das jenseits dieser Gegensätze steht — würde nicht Schelling verwundert über solchen Gegensatz sagen: Der Identität!

Und schließlich: Liegt nicht eine Gefahr darin, in diesen Gedankenbildungen, einfach für das Absolute „Gott" einzusetzen?

„Das Absolute" ist uns die letzte allesumfassende Ursache, die wir setzen müssen, wenn wir über das Sein der Welt nachdenken.

„Gott" ist die Behauptung, daß das menschliche Gemüt ein Verständnis vom innern Wesen dieser weltbildenden und weltbeherrschenden Macht erlangen und ihr Leben bis zu einem bestimmten Grade mitleben kann. In der Behauptung, daß das Absolute Gott sei, liegt immer ein Ueberschreiten der Grenzen der Wissenschaft. Die Wissenschaft kann nur darüber wachen, daß in diesem Ueberschreiten nichts verfälscht wird, was sie als klare Wahrheit festgestellt, was sie um der menschlichen Wahrhaftigkeit willen festzuhalten hat. Sie kann sich auch Rechenschaft darüber geben lassen, ob es die Möglichkeit einer solchen Ueberschreitung geben kann. Aber sie kann sich nie mit der Religion identifizieren.

Wenn aber einmal die Wissenschaft dahin gekommen ist, irgendwie etwas als das „Absolute" zu setzen, was sie nach Analogie menschlichen Willenslebens beschreibt, dann sehe ich nicht ein, wie sie die Möglichkeit leugnen will, daß wir mit Hilfe unseres Gemütes über die bloße formale Erkenntnis dieser Tatsache hinauskommen, wie wir kraft dieses Gemütes es doch auch beim Menschen erkennen — nicht nur, daß er Willen hat, sondern was die innere Eigenart dieses Willens gerade bei diesem Menschen ist, (auch eine Sache, die der Wissenschaft völlig unzugänglich ist). Und wie unser Gemüt ein inneres Band um uns und die schlingt, deren innere Eigenart und deren inneres Wollen ihm entsprechen, so ist solch ein Band auch zwischen Mensch und „Absolutem" möglich, dann aber ist es erst Gott für ihn geworden. Ist aber nicht das der Sinn, den Schelling im letzten Stadium seiner Entwicklung dem vielmißverstandenen und mißbrauchten Begriffe der Offenbarung geben möchte, wenn er sich auch dann wieder in mancherlei Irrwege hineinziehen läßt. Sagt er doch: „Wie viel Menschen gibt es wohl, die fähig gewesen wären, wie Sokrates zu sterben. Man darf wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß für den größeren Teil seiner Zeitgenossen, seine Ankläger weit vernünftigere Leute waren als er, wie sie denn gewiß in einem ähnlichen Falle, wo es ums Leben ging, vor den Richtern sich ganz anders benommen hätten, als Sokrates. ... In diesem Sinn allein also sind die Handlungen Gottes in der Offenbarung über alle menschlichen Begriffe, nicht daß wir sie gar nicht begreifen könnten, sondern daß wir, um sie zu begreifen, zu einem Maßstabe greifen müssen, der alle gewöhnlichen menschlichen Maßstäbe übertrifft." (Werke II. Abt. 2. Bd. 24 ff.).

So ergibt sich zwischen uns trotz aller Uebereinstimmung eine feine Nuance in der Würdigung dessen, was bleibend und was vergänglich bei Schelling ist. Beides gibt dieser neuen großen Ausgabe und ihrer Einleitung und meiner kleinen Schellingausgabe, wie ich sie für die Bedürfnisse dessen, der sich ohne große philosophische Studien über Schelling orientieren will, in den Erziehern zu deutscher Bildung veranstaltet habe, ihr von einander abweichendes Gepräge. Ein Vergleich kann deshalb nur lehrreich sein, sowohl für die Auffassung Schellings als des modernen Geisteslebens in den verschiedene Strömungen, die da ihren Ausdruck finden. Emil Fuchs

2

Der Einfluß Schellings auf die Entwicklung von Schleiermachers System. Von Dr. Hermann Süskind, Lic. theol. Tübingen, Mohr 1909. 292 S. Gebunden 7,60 Mk.

Eine gründliche und gediegene Untersuchung, an der kein Schleiermacherforscher vorübergehen darf. Daß das Schellingproblem ein Gegenstand ist, weiß Jeder, der die Dinge kennt; die Sorgfalt und Hingebung des Bearbeiters ist musterhaft und belohnt sich durch eine Reihe von Erkenntnissen, die zwar zum Teil über die eigentliche Fragestellung hinausgreifen, aber auf jeden Fall wertvoll sind. Ich hebe folgende Resultate heraus, die sich mir nach wiederholter Prüfung als zuverlässig und probehaltig erwiesen haben.

1. Schleiermacher und Kant. — Nachdem Schleiermacher sich in der Darstellung des Spinozistischen Systems noch durchaus auf den Boden Kants gestellt hatte, tritt in dem Satz: Was ihr anschaut und wahrnehmt, ist nicht die Natur der Dinge, sondern ihr Handeln auf euch (S. 56 der ersten Auflage der „Reden") die Kantische Lehre zum letztenmal hervor, um von da an, noch in den „Reden" selbst und

später, und ohne daß Schleiermacher eine ausdrückliche Auseinandersetzung mit Kant jetzt und künftig geben würde, einfach ignoriert zu werden, weil sie den Interessen seines religiösen Realismus widerspricht (S. 240 f.). — Daß Schleiermacher die idealistische Seite des Kantischen Lehrbegriffs, die sich nach Kants ausdrücklicher Erklärung in der Idealität des Raumes und der Zeit erschöpft, seit 1800 preisgegeben hat, ist überzeugend nachgewiesen. Nur finde ich es widersprechend, daß der Verfasser die Haltung Schleiermachers aus seinem religiösen Realismus erklärt, wenn es doch seine Meinung ist und er alles aufbietet, um zu zeigen, daß Schleiermacher seit 1806 diesen kräftigen, lebensvollen Realismus in einen religiösen Phänomenalismus aufgelöst habe, der das Endliche zu einer flüchtigen Potenz des Unendlichen herabsetzt und ihm in seiner Besonderung jede reale Bedeutung abspricht (s. u.). Entweder also bedarf es noch eines besonderen Grundes, um Schleiermachers Haltung nach 1806 zu rechtfertigen — oder die beiden Auflagen der „Reden" stehen sich in der Grundstimmung viel näher, als der Verfasser erkennen läßt. Ich würde mich für das Letzte entscheiden, da ich das Rätsel, das sonst entstände, nicht lösen kann, und ich glaube, daß der Verfasser hier, ohne es zu wissen, einer richtigen Einsicht folgend sich selbst korrigiert.

2. Schleiermacher und Fichte. — Was Schleiermacher Fichte verdankt, ist vor allem der Grundgedanke, daß die Sittlichkeit nicht einzelnen tugendhaften Handlungen besteht, sondern ein schöpferisches Vermögen ist, eine nicht ruhende und rastende Tätigkeit des Ich, seine Selbstbehauptung und Selbstentfaltung in einem vernünftigen Wesen. Die Gegenwirkung Schleiermachers gegen Fichte besteht vor allem in den beiden Gedanken der Individualität und der bildenden Ethik. Von positiven Einwirkungen ist die letzte die Idee einer Wissenschaftslehre. Der Höhepunkt von Fichtes positiver Einwirkung auf Schleiermacher fällt in die letzten Jahre des alten Jahrhunderts, in den Anfang seines Bekanntwerdens mit Fichte; schon die Reden und Monologen stehen jenseit des Höhepunktes, die Rezension der „Bestimmung" begründet sodann die fundamentale Differenz des beiderseitigen Standpunktes, und von da an wächst zusehends Schleiermachers Abneigung gegen Fichte und gegen die weitere Entwicklung seines Systems (S. 55 f.). — Diese Charakteristik ist musterhaft, namentlich wenn man die zerflossenen Bestimmungen Wehrungs dagegen hält: ich kenne keine prägnantere Auffassung des Verhältnisses der beiden Denker zu einander.

3. Schleiermacher und Schelling. — Hier sind folgende grundlegende Erkenntnisse gewonnen: 1. Wenn Fichte, Schelling und Schleiermacher gemeinsam einen Urstand lehren, in welchem Subjekt und Objekt zu Einer Wesenheit verschmelzen, so gehen sie in der Begründung dieser Lehre ganz verschiedene Wege. Fichte beruft sich einfach auf die intellektuelle Anschauung, Schelling, im System des transszendentalen Idealismus, fordert eine wissenschaftliche Deduktion, in Natur und Kunst, sofern beide Mächte nach bewußtlosen Prinzipien bewußt und planvoll bilden und schaffen — Schleiermacher stützt sich auf das religiöse Gefühl als die einzige und zureichende Gewißheitsquelle (S. 78). — 2. Das Grundgericht der Schleiermacherschen Wissenschaftslehre entspricht einem Plan, den Schelling schon 1797 in den Ideen zu einer Philosophie der Natur in seinen Umrissen vollständig vorgelegt hat (S. 67), ist aber nicht von Schelling entlehnt, sondern in selbständiger Auseinandersetzung mit Schriften des Identitätssystems und ohne Rücksicht auf dessen weitere Entwicklung in den Jahren 1801/02 von Schleiermacher gewonnen worden (S. 80 ff., 96 f.). — 3. Der Beiden von da ab gemeinsame Begriff der Konstruktion ist in der Anwendung sehr verschieden, da Schelling nur auf das Idealbild sieht und gegen die Empirie immer gleichgiltiger wird, während Schleiermacher durch die Kraft der Idee gerade das wirkliche Leben in seiner ganzen Breite und Tiefe umspannen will (S. 192, 217 f.). — 4. Der Grund zur Umgestaltung der Reden liegt nicht in einer ursprünglichen Abhängigkeit Schleiermachers von Schelling, sondern umgekehrt in einer nachträglichen Annäherung Schellings an Schleiermacher, indem Schelling das Verständnis des Endlichen durch das Unendliche seit 1801 als philosophische Zentralaufgabe erfaßt und damit den Kern der Schleiermacherschen Religion in das Zentrum der Metaphysik verpflanzt (S. 107 f. 120). — 5. Schleiermachers Einstimmigkeit mit Steffens beschränkt sich auf den Gedanken von dem individualisierenden Streben der Natur, welches in der moralischen Vernunft zu seinem Ziel kommt (S. 202).

Ein Buch, das so viel Resultate bringt, erhebt sich von selbst weit über den Stand der Durchschnittsforschung. Dieses Urteil bleibt bestehen, wenn auch die Methode des Verfassers meines Erachtens nicht einwandsfrei ist. So kann ich den Satz, daß die Ethik 1804/05 den Höhepunkt der Ideengemeinschaft zwischen Schleiermacher und Schelling offenbare, weil Schleiermacher hier gegen alle früheren und späteren Behauptungen Religion und Wissenschaft aus der gemeinsamen Wurzel der Intuition herleite, nicht unterschreiben (S. 140 f.). Wir wissen von dieser Ethik viel zu wenig, um so weittragende, durch die Kontinuität der Schleiermacherschen Entwickelung in ihrer ganzen Unsicherheit enthüllte Schlüsse auf sie zu bauen. Wie gefährlich es ist, durch Scharfsinn und Kombinationskraft aus Punkten Linien und Figuren zu machen, zeigt sich an einer andern Stelle, wo der Verfasser aus der Fundamentallehre 1804/05 den ersten Entwurf der Dialektik macht (S. 173 ff.) und aus einer brieflichen Andeutung weitgehende Aufschlüsse über deren mutmaßliche Gestalt gewinnt. Leider kann es sich nicht um die Dialektik handeln: das Kolleg ist vielmehr die erste Dogmatik, die Schleiermacher gelesen hat; denn jene „Fundamentallehre" wird im Intelligenz-Blatt der Hallischen L. Z. 1804 Nr. 155, dem Schwarzen Brett der damaligen Hallenser Universität, angekündigt als Vorlesung über die „Haupt- und Fundamentallehren des theologischen Systems".

Daß ich die zweite Gestalt der „Reden" nicht für die Neuschöpfung halten kann, als die der Verfasser sie hinzustellen sucht, ist schon oben angedeutet. So radikal ist der Umschwung nicht, auch wenn man sich auf die Prinzipien beschränkt. Daß Schleiermacher mit dem Grundgedanken der ersten Auflage (Frommsein heißt die Gegenwart des Unendlichen im Endlichen fühlen und das Endliche als positiven Ausdruck des Unendlichen verehren) vollständig gebrochen habe (S. 162), scheint mir keineswegs erwiesen. Die Untersuchung ist hier nicht überzeugend, weil sie mehr aus den Quellen erheben will, als sich faktisch entnehmen läßt, und weil sie, was immer sehr mißlich ist, mit unbegreiflichen Inkonsequenzen Schleiermachers rechnen muß, um sich überhaupt halten zu können (S. 156). Hier hat der Spürsinn des Verfassers entschieden die Unbefangenheit des Urteils getrübt, und es möchte überhaupt an der Zeit sein, vor einem Uebermaß an Subtilität zu warnen, das die Forschung notwendig verwirren muß, weil die Schärfe der Fragestellungen der Zartheit und Elastizität des Objektes nicht mehr entspricht und nur dazu führt, daß jeder Folgende die Arbeiten des Vorgängers für grundverfehlt erklärt. Es versteht sich von selbst, daß scharfe Fragen die Anfänge aller Erkenntnisfortschritte sind; aber sie müssen aus dem Gegenstande hervorquellen und ihm nicht äußerlich aufgedrängt sein. An diesem Maß gemessen, erscheint mir der Ertrag des vorliegenden Buches ungleich bedeutender für Schelling als für Schleiermacher. Die Selbstbewegung des Schellingschen Denkens von 1797—1803 ist mir in keiner Schrift, auch nicht in dem Werk von Kuno Fischer, so transparent entgegengetreten, wie in den klaren, ja glänzenden Analysen dieses Buches. Das gleiche läßt sich von Schleiermacher nicht sagen.

Ein Wort noch über das abschließende Urteil, mit dem der Verfasser den Leser entläßt. Er läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß er Schleiermachers Entwicklung von der ersten zur zweiten Auflage der „Reden" als eine rückläufige Bewegung beurteilt. Das mag richtig sein, wenn man die erste Gestalt seiner Weltansicht von vornherein für die beste hält, dann wird jede Umbildung von selbst ein Fehler. Es ist aber auf keinen Fall zutreffend, wenn man das Ganze der Schleiermacherschen Theologie ins Auge faßt. Süskind weist selber darauf hin, daß erst auf dem Boden der zweiten Auflage das absolute Abhängigkeitsgefühl als Nerv der Religion entdeckt werden konnte (S. 164). Ein Standpunkt, der eine so grandiose Konzeption, wie die Frömmigkeitstheorie der Glaubenslehre, ermöglicht, mag sachlich verschieden beurteilt werden: in der Entwicklung des Mannes, der ihn erreichte, ist er ein ungeheurer Fortschritt; denn er befähigte ihn zu einer der mächtigsten Denkleistungen, von denen die Geschichte der Theologie zu berichten hat. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser selbst seine Leser hierüber aufgeklärt hätte, anstatt sie, wie es jetzt der Fall ist, vor eine Fehlentwicklung zu stellen, die das weitere Fortrücken Schleiermachers als eine Geschichte der Irrungen erscheinen läßt.

Heinrich Scholz

Unhörbar leis

Unhörbar leis
das Leben wächst, das Leben stirbt.
Es kommt der Tag, der Tag verdirbt.
Es naht die Nacht
und ist vollbracht,
unhörbar leis.

Wer kommt so sicher, geht so bestimmt?
Und Niemand seinen Schritt vernimmt? . . .
Der Tag kehrt mir sein Anlitz zu;
die Nacht sich wendet stumm zur Ruh . . .

Ich rede rauh:
Wer bist Du, Deiner so gewiß?
Indeß ich selber mich zerriß
in lauter Not? . . .
Bist Du mein Gott?!

Fritz Philippi

Verschiedenes

Ein Jahr Gefängnis. In diesen Tagen ging die Nachricht durch die Presse, in Duisburg seien drei zwölf- bis dreizehnjährige Knaben wegen vorsätzlicher Eisenbahntransportgefährdung (N. B. es ist nicht der geringste Schaden entstanden) zu je einem Jahre Gefängnis verurteilt worden.

Das Urteil widerspricht jedem natürlichen Empfinden. Auf den genauen Sachverhalt kommt es dabei garnicht so sehr an. Ob wirklich, wie die Frankfurter Zeitung mitteilt, die Jungen „Steine auf die Schienen wälzten, um den Zug zur Entgleisung zu bringen", oder

ob sie, wie der anscheinend gut informierte Vorwärts schreibt, „Kieselsteine, Schrauben und sonstige kleine Gegenstände auf die Schienen legten, um sie von den Zügen zermalmen zu lassen“ — das ist von Bedeutung nur für die Beurteilung des Richterspruchs nach seiner subjektiven Seite, d. h. für die dem Urteil zu Grunde liegende Auffassung des erkennenden Gerichts. Nicht als ob diese nicht sehr wesentlich wäre. Denn wenn die Darstellung des Vorwärts zutrifft, so sehe ich kaum eine Möglichkeit, das Urteil zu rechtfertigen, und kein Wort der Kritik wäre scharf genug. Aber im anderen Falle ist es denkbar, daß das Urteil — es ist die Mindeststrafe — aus einer Zwangslage heraus gefällt ist, deren Peinlichkeit die Richter selbst aufs Schmerzhafteste empfunden haben.

Der Vergleich dieses Urteils mit jenem anderen, das zwei Monate zuvor gegen die Bonner Corpsstudenten ergangen ist, drängt sich geradezu auf. Hier werden Kinder, deren Handlungsweise zweifellos durchaus kindlichen Trieben entsprang, die nichts Böses gewollt und keinerlei Schaden angerichtet haben, mit einem Jahre Gefängnis bestraft, dort Studenten, reife Menschen, die in tollster Leichtfertigkeit den Straßenbahnzug gefährden und beschädigen, die dies tun trotz des Einschreitens der Beamten, mit höchst gelinden Geldstrafen. Ist es ein Wunder, daß das Volk solchen Widersinn nicht fassen kann, daß es den Vorwurf der Klassenjustiz immer lauter erhebt?

Und das scheint mir das Unerhörte an dem Duisburger Fall, daß das Urteil möglicherweise durchaus gesetzmäßig ist. Insoweit jedenfalls sind jene Kinder Opfer des Gesetzes und nicht der Justiz, als das Gesetz es nicht nur gestattet, sondern es verlangt, daß Kinder vom vollendeten zwölften Lebensjahre an vor den Richter gestellt werden, wenn sie eine strafbare Handlung begehen. Und weiter gestattet es das Gesetz, Kinder mit Gefängnis zu bestrafen. Nur mit Schaudern denkt man daran, was aus diesen Jungen werden wird, wenn sie die Strafe verbüßen müssen. Franz von Liszts Worte klingen uns in den Ohren: „Wenn ein Jugendlicher . . . ein Verbrechen begeht und wir lassen ihn laufen, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß er wieder ein Verbrechen begeht, geringer, als wenn wir ihn bestrafen.“ Das Gefängnis bessert die Buben sicher nicht, wenn sie der Besserung bedürfen. Da könnte nur sorgfältigste Erziehung helfen.

Ist aber das Gesetz die Grundlage des Duisburger Urteils, so wird der Fall nicht weniger ernst, aber weniger hoffnungslos. Von der Persönlichkeit des Richters, seiner subjektiven Auffassung ist jeder Angeklagte abhängig. Das wird so bleiben, so lange Menschen richten, und der einzige Wunsch, der sich nach dieser Richtung erhebt, ist der, daß zu der Aufgabe, über die Schuld eines anderen zu urteilen, nur solche Menschen berufen werden möchten, die befähigt sind, die Fülle des Lebens, wie sie sich ihnen darbietet, zu meistern.

Gesetze aber stehen nicht unabänderlich fest. Gerade die hier gerügten Mißstände, der Beginn der Strafmündigkeit mit vollendetem zwölften Lebensjahre und der völlige Bankerott des Strafvollzuges, besonders für Jugendliche, sind allgemein anerkannt. Für den ersten wird unser neues StGB. Abhilfe schaffen, dessen Entwurf den Beginn der Strafmündigkeit auf das vollendete vierzehnte Lebensjahr heraufsetzt. Für den zweiten besitzen wir schon jetzt ein Heilmittel in der bedingten Begnadigung. Wir dürfen hoffen, daß die den drei Jungen zuerkannte Strafe nicht vollstreckt wird, und daß geeignete Maßnahmen ergriffen werden, um sie vor dem Schlimmsten, einem Leben in Unglück und Schande, zu bewahren. Alix Westerkamp

Wo die weißen Dünen wandern. . . . Reisebilder vom Strande der Nordsee, von Clara Loeber. Saalfeld, Adolf Auerbach. Ohne Jahr. 80 Seiten. 1 Mk.

Ein herzerquickendes, frisches Büchlein. In schneller Eisenbahnfahrt gehts aus der thüringischen Heimat über Braunschweig-Hannover nach Bremen. Wir teilen die Freude an dem Leben auf der Heide, welche die Bahn durcheilt, lassen uns in knapper Darstellung die Sehenswürdigkeiten Bremens vorführen und hören am Sonntage früh in St. Ansgar den Pastor Burggraf. Wem Schillerpredigten etwas bedeuten, der wird mit Interesse der anschaulichen Wiedergabe der gehörten Predigt folgen. Nach schneller Dampferfahrt wird Helgoland ein kurzer Besuch abgestattet, und weiter geht es über die offene See — die Leiden solcher Seefahrt werden diskret berührt — nach Sylt, dem eigentlichen Ziel der Reise, wo in Wenningstedt in glücklicher Ferne von dem nervösen Modebad Westerland ein mehrwöchiges Badeidyll beginnt.

„Schäumende Wogen, wandernde Dünen, blühende Heide“, das friesische Dorf und seine Bewohner — bald sind sie uns liebe Vertraute. . . . Nur mit Abschiedsweh verlassen wir wieder das gastfreundliche Eiland.

Fröhlicher Sinn und dankbare Freude über die genossenen Reiseeindrücke sprechen aus dem ganzen Büchlein. Die pseudonyme Verfasserin beobachtet schnell und vielseitig. Freigebig teilt sie dem Leser von dem reichen inneren Gewinn ihrer Reise mit. Wer die Nordsee kennt, dem erwachen bei der Lektüre liebe Erinnerungen, anderen erweckt das Büchlein Reiselust. Theodor Tiedje

Kleine Mitteilungen. Sozialdemokraten und nationalen Minoritäten wird in Preußen auf Grund zweier Verordnungen von 1834 und 1839 (!) das Recht zum Turnunterricht versagt. Obwohl das Reichsgericht diese Verordnungen für ungültig erklärt hat, ist wiederum eine junge dänische Turnlehrerin wegen Uebertretung ihrer bestraft — und auf zwanzig Tage eingesperrt, dazu noch in einem ländlichen Arrestlokal, das garnicht für längere Haftstrafen eingerichtet ist. — Nachdem schon kürzlich ein angesehener dänischer Pfarrer, der in Nordschleswig in befreundeter, geschlossener Gesellschaft seine am Sonntag vorher auf Kopenhagener Kanzel gehaltene Predigt wiederholen wollte, in kürzester Frist ausgewiesen wurde, wurde in diesen Tagen dem bedeutenden Kopenhagener Historiker H. V. Clausen, der sich in unserm Lande politisch nie etwas zu Schulden kommen ließ — man rechne ihm denn an, daß sein Schwiegervater nordschleswigscher Landtagsabgeordneter gewesen ist, — bei der Rückkehr von einer Wagenpartie auf offener Straße nachts 11 Uhr durch den Landgendarm die Ausweisungsordre zugestellt. Sie lautete auf zweistündige Frist! Da kein Zug mehr ging, mußte das deutsche Reich ihn noch bis zum anderen Tage ertragen. Es tut not in Preußen, um ein weises und gerechtes Regiment zu bitten. — J T

Für die Redaktion verantwortlich Johannes Tiedje in Marburg i. H.

Anzeigen

Versammlungskalender

11.—17. „	Theologischer Ferienkursus Jena
11.—17. „	Keplerbund Naturwissenschaftlicher Kursus Godesberg
30. Aug.—2. Sept.	Weltkongreß für Volkserziehung Brüssel
6. September	Deutscher Pfarrertag Königsberg
19.—22. „	Gustav Adolf-Verein Stralsund
14.—28. „	Evangelischer Bund Chemnitz
27. 28. „	Freunde der Christlichen Welt Nürnberg
29. Sept. — 1. Okt.	Deutscher Jugendgerichtstag München
2.— 7. Oktober	Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen
13.—21. „	Apologetischer Instruktionskursus Berlin

Die Stelle des **Hilfsgeistlichen** in Rombach ist neu zu besetzen. Interessante Diaspora-Arbeit. Gehalt beim 1. Ex. 2100 Mk., beim 2. Ex. 2400 Mk. Bewerber, **auch nur mit 1. Prüfung,** wollen sich **sofort** mit Gehaltsansprüchen, Lebenslauf und Zeugnissen wenden an **Pfarrer Schwemling, Rombach** (Lothr.).

Am 4. August starb in Baden-Baden im Alter von 78 Jahren unser geliebter Vater und Grossvater

D. Dr. Heinrich Julius Holtzmann

Professor der Theologie an der Universität Strassburg

Wir bitten seine Freunde und Schüler, die keine besondere Anzeige erhalten haben, diese Mitteilung als solche entgegenzunehmen.

Adelheid Steinmann,** geb. Holtzmann, **Bonn
*Professor Dr. **Robert Holtzmann, Strassburg***
*Dr. med. **Friedrich Holtzmann, Karlsruhe***
*Professor Dr. **Gustav Steinmann, Bonn***
Else Holtzmann,** geb. Wachter, **Karlsruhe
*Stud. rer. nat. **Gustav Steinmann, Bonn***

Verlobte!

Magda Schmidt

Leo Neuhaus

Pfarrer

Bremen **Wendisch-Buchholz**
Franziusstr. 3 Mark

August 1910

Hausdame, gebildet, erfahren, taktvoll, nicht unter 40 Jahren, zur selbständigen Leitung des Haushalts und zur Erziehung von 2 Kindern (11 und 13 Jahre) zum 15. September in ein Pfarrhaus bei Barmen gesucht. Offerten unter **P. H.** an den Verlag.

5 Künstler-Lichtbilder-Serien

1. Ed. v. Gebhardt. 63 Bilder. Leihgebühr Mk. 12.—, Text Mk. 1,50.
2. Fritz von Uhde. 24 Bilder. Mk. 8.—, Text Mk, 1. —.
3. Eug. Burnand, Gleichnisse. 54 Bilder. Mk. 12.—, Text Mk. 1.—.
4. Das Weihnachtsfest in Bild Wort, und Lied. 45 Bilder. Mk. 10.—, Text Mk. 0.50.
5. Const. Meunier. 40 Bilder. Mk. 12.—, Text Mk. 1.—.

— Ausführliche Verzeichnisse kostenfrei. —

Für Ostdeutschland: Züllchower Anstalten, Züllchow b. Stettin.

Für Westdeutschland: A. Koch Düsseldorf, Merowingerstr. 53.

Vertretungshalber wird für Ende August auf unbestimmte Zeit zur **Reisebegleitung** eine erfahrene, **gebildete Dame** gesucht zur Gesellschaft und leichten Pflege für eine alte Dame. Hauptbedingung vorlesen ernsterer Schriften. Gut empfohlene Dame bitte ich unter **V. M. 47 Berlin Postamt 10** ihre Bedingungen anzugeben und nähere Mitteilungen zu machen.

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 31. Zur kirchlichen Lage in Bayern: ihre Besprechung auf der Ansbacher Steuersynode — Noch einmal: Pfarrer oder Bruder? — Aus Preußen: Brücken oder Gräben?; Zur Protestbewegung gegen die Borromäus-Enzyklika; Neue Visitationsordnung — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Aus Baden — Mancherlei

Neuer Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 35

Stephan, Lic. theol. **Horst,** Privatdoz. in Marburg, **Die kirchliche Stellung des Religionslehrers,** Gr. 8°. 24 Seiten. Mk. 0.40.

Hoffmann, Dr. **F.,** Gymn.-Dir. Insterburg, **Die Augsburgische Konfession.** Herausgegeben und erklärt. Dritte, verb. Auflage. Gr. 8°. 82 Seiten. Mk. 1.—.
[Hülfsmittel zum evang. Religionsunterricht von Evers und Fauth, Heft 17.]

Zimmern, Dr. **H.,** Prof. in Leipzig, **Zum Streit um die Christusmythe.** Das babylonische Material in seinen Hauptpunkten dargestellt. 8°. 66 Seiten. Mk. 1.—.

Spranger, Dr. **E.,** Privatdoz. in Berlin, **Wilhelm von Humboldt** und die Reform des Bildungswesens. Gr. 8°. XIV, 255 Seiten. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.70.
[Die großen Erzieher. Ihre Persönlichkeit und ihre Systeme, herausg. von Prof. R. Lehmann. Band IV.]

Wiegershausen, Dr. **H.,** **Aenesidem-Schulze,** der Gegner Kants, und seine Bedeutung im Neukantianismus. Gr. 8°, IV, 93 Seiten. Mk. 3.40.

Toll, Dr. **Ch. H.,** **Die erste Antinomie Kants** und der Pantheismus. Gr. 8°. IV, 46 Seiten. Mk. 1.50

Mugdan, Dr. **B.,** **Die theoretischen Grundlagen der Schiller'schen Philosophie.** Gr. 8°. VI, 86 Seiten. Mk. 3.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 365 676 250 M. Vermögensbestand: 32 630 000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1909: 4 122 833 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90 % der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Thale/Harz, Töchterpensionat v. Frau Professor Lohmann. Alle Wissensch., Künste, Haushalt, Kochen. Gesunde schöne Waldlage. Näh. Prospekt.

Gratis vers. Katalog über wirklich gute **Zucht- Lege- u. Rassehühner.** **M. Becker, Weidenau a. d. Sieg 125.** Taus. Anerk.

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis. Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

H. HAESSEL VERLAG, LEIPZIG, ROSS-STR. 5-7

Walt Whitman

Ein Leben

von Henry Bryan Binns; übersetzt von Joh. Schlaf.

Preis geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark

Der schlichte Titel läßt den Reichtum des Buches nicht ahnen. Man kann sagen, es steckt eine Welt darin, und übertreibt nicht. Walt Whitman ist gleichsam Siegel und Inbegriff der Vereinigten Staaten, die uns im Leben seiner Voreltern und in seiner eigenen langen Existenz von ihren Anfängen bis in die neueste Zeit in fast allen Lebensäußerungen entgegentreten. Zu Emerson und Thoreau tritt Walt Whitman als dritter Zeuge einer autochthonen amerikanischen Kultur, in der er etwa den Rang eines Klopstock einnimmt. Um seine Gesänge recht verstehen zu können, muß man den Boden kennen lernen, aus dem sie erwuchsen. Dazu hilft das Buch von Bryan Binns, das ein glänzendes Bild der Geschichte, der Kämpfe, des Wachstums der Vereinigten Staaten gibt, Landschaftsbilder von unmittelbarer Frische malt und eine geistige Kultur aufzeigt, von der wir hier in Deutschland nur wenig wissen. Das alles in mittelbarer und unmittelbarer Beziehung zu Walt Whitman, der, aus der arbeitenden Klasse stammend, nach und nach diese Lebens- und Gedankensphären durchdringt und zu Gesängen gestaltet.

Dieses Bild zeigt – in genauen Maßen – die enorme Umsatzsteigerung von **PALMIN** (Pflanzenfett) und **PALMONA** (Pflanzen-Butter-Margarine) in Deutschland innerhalb der letzten 7 Jahre. – Ein stärkerer Beweis für das Bedürfnis nach **PALMIN** und **PALMONA** und für die Beliebtheit unserer Produkte ist kaum denkbar.

H. SCHLINCK & CIE., A.-G.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu eine literarische Beilage von der Verlagsbuchhandlung C. Ludwig Ungelenk, Dresden